

10. Heft | 27. Mai 1915

## WOLFGANG HEINE · DEUTSCHLAND IM KAMPF

**T**ROTZ allen Mahnungen, trotz dem weitestgehenden Entgegenkommen der Zentralmächte, entgegen aller Vernunft und aller Gerechtigkeit, hat Italien sich für den Krieg entschieden. Kein Ereignis des nun 10 Monate währenden Weltkriegs zeigt uns schneidend hell wie dieses, wie Deutschland von Feinden umringt ist. Vor allem Deutschland. Die alte überlieferte Feindschaft der Italiener gegen Österreich hat wohl den Kriegstreibern ihre Arbeit erleichtert und manches Schlagwort hergegeben. Aber der erhitzte Fanatismus hat sich damit keineswegs begnügt sondern hat auch gegen Deutschland lauten Haß ausgetobt. Gegen unser Reich, das seit Jahrzehnten Italien Hilfe geleistet hat, und das darin während des tripolitanischen Krieges weit über die Grenzen gegangen war, die ihm durch die Wahrung der eigenen Interessen gezogen gewesen wären. Gegen das deutsche Volk, in dem seit Jahrhunderten eine wahre Liebe für Italien und die Italiener, für das Land, seine Geschichte und seine Kultur lebt, und aus dem Jahr um Jahr ungezählte Millionen Geldes nach der Halbinsel fließen, nicht nur der Überfluß reicher Müßiggänger, sondern das Ersparte bescheidener, arbeitender Volkskreise, die durch Bildungsdurst und Italiensehnsucht über die Alpen gelockt werden.

Wir würden ohne jedes Verständnis vor diesen Ausbrüchen einer sinnlosen Feindschaft stehen, gewährten wir nicht dahinter den Einfluß des Dreiverbands. Der italienische König soll zum Frieden geneigt haben; indessen sein plötzliches Nachgeben zwingt dazu sich seiner Verschwägerung mit Montenegro und dadurch mit den Großfürsten zu erinnern. Frankreich hat das *lateinische Blut* angefeuert. Als die Franzosen den Italienern Tunis vor der Nase wegschnappten und sie beim Kampf um Tripolis mit Argwohn verfolgten, war von diesem lateinischen Gefühl nichts zu spüren. Und in Wahrheit bringt auch jetzt nicht Liebe des Blutes die alte Eifersucht zum Schweigen, sondern der Haß der französischen Revanchepolitiker gegen Deutschland und die Geschicklichkeit, mit der diese die nationale Eitelkeit in Italien aufzustacheln verstanden. Die stärkste Wirkung aber hat ohne Zweifel England ausgeübt, mit Druck und mit Versprechungen und (man kann das bei einem Teil der italienischen Kriegshetzer unbedenklich behaupten) mit Geld. Das sind die *silbernen Kugeln*, mit denen England sich rühmt zu kämpfen. Englische Politik ist es heute wie seit Jahrhunderten seine Schlachten durch andere schlagen zu lassen, die Heere, die es selbst nicht auf die Beine bringen kann, von anderen Völkern zu kaufen,

die Kraft anderer, mögen es seine Feinde oder seine Verbündeten sein, rücksichtslos zu vernichten, um selbst politische und wirtschaftliche Beute aus den Trümmern davonzutragen. England, das dem Frankreich der Revolutionszeit seine Träume von Freiheit und wirtschaftlicher Kraft zerstört und sich an seinen Kolonien bereichert hat, England, das die Freiheitshelden Italiens und Portugals an den Raen seiner Kriegsschiffe aufknüpfen ließ, gibt sich jetzt als Protektor der nationalen Größe und politischen Freiheit der lateinischen Länder!

Es wäre ganz zwecklos in moralische Entrüstung darüber zu verfallen. War die Politik nie besonders von sittlichen Erwägungen beeinflußt, so zeigt der jetzige Weltkrieg einen solchen Zusammenbruch aller hergebrachten Begriffe von Recht und Anstand, daß man gut tut sich jetzt jedes Wort darüber zu sparen. Aber auch wenn wir Deutschen aus dieser Entwicklung Lehren ziehen wollen, dürfen wir uns nicht in Lamentationen und Untersuchungen verlieren, die für den Augenblick nutzlos sind. Nicht zurückblicken dürfen wir (dafür kommt später die Zeit) sondern lediglich vorwärts schauen. Wie dieser Haß entstehen konnte, ist jetzt ganz gleichgültig, und die Frage, wie wir uns später einmal bessere Freunde erwerben könnten, drängt (leider) noch lange nicht zur Beantwortung. Wie nichtig, ja lächerlich erscheinen jetzt alle Untersuchungen, ob der Krieg *imperialistisch* wäre, ob dies die Haltung des Volkes zu ihm beeinflussen sollte, ob wirklich hier oder da vielleicht etwas unterblieben wäre, was noch für die Erhaltung des Friedens hätte getan werden können. Und wie verfrüht erscheint das an die sozialdemokratische Partei Deutschlands gerichtete Verlangen, in dem sich namentlich auch nichtsozialdemokratische Optimisten gefallen, wir sollten schleunigst den Frieden herbeiführen. Als ob das jetzt möglich wäre!

Um sich sieht Deutschland eine steigende Flut von Haß und Treulosigkeit. Welche Wurzeln auch immer dieser Krieg gehabt haben mag, welche Fehler ihm vorangegangen sein mögen, wie schöne Worte auch die ehrlichen Männer der Unabhängigen Arbeiterpartei in England machen, jetzt ist der Krieg ein Vernichtungskrieg gegen Deutschland und seine Verbündeten. Wer jetzt bestreiten wollte, daß wir Deutsche in echter Notwehr sind, wer an etwas anderes dächte als an die Pflicht zu entschlossener Verteidigung und den Willen zum Sieg, der gäbe sein Volk und dessen Zukunft preis.

Wahrhaftig, wir deutschen Sozialdemokraten haben auch noch in diesen Kriegszeiten manches erlebt, das wir nicht gutheißen können; wir dürfen eben nicht erwarten, daß überall der Patriotismus so selbstlos und stolz aufgeblüht wäre wie in den unvergeßlichen Augusttagen aus den Seelen der sozialdemokratischen Arbeiterschaft. Aber an die unerfreulichen Erfahrungen sollen und wollen wir nicht denken. Jetzt muß das deutsche Volk einig bleiben. Noch mehr als bei Ausbruch des Krieges schmiedet nunmehr die Notwendigkeit das Volk zusammen. Was damals ein freier Ausbruch unserer Liebe zu Volk und Vaterland war, das muß heute aus dem Haß der Feinde, dessen wir Sozialdemokraten uns so gut zu erwehren haben wie jeder Deutsche, herauswachsen. Schon begannen wieder die Erbfehler unserer Nation, die Hadersucht, die theoretische Tüftelei, sich in die Seelen einzufressen. Das muß abgetan werden in dieser Stunde neuer Feindschaft und wachsender Gefahr. Jetzt gilt es zum Reich zu stehen, die

Zukunft Deutschlands zu retten und auch noch dem neuen Gegner zu zeigen, daß unser Volk jedem Ansturm einig stand hält.

Wir denken an unsere Freunde und Brüder draußen an der Front, die seit Monaten alle Leiden des Krieges mutig ertragen, und deren Tatkraft wir den Schutz des deutschen Bodens und die Abwehr der immer neuen feindlichen Angriffe verdanken. Wie gerne hätten wir ihnen jetzt Frieden verschafft, sie heimggerufen in ein gesichertes, freies Vaterland! Es ist nicht die Schuld des deutschen Volkes, daß es von seinen treuen Kämpfern jetzt neue Opfer verlangen muß. Wir wissen auch, daß sie die Notwendigkeit erkennen und bis zum letzten Atemzug ihrer Liebe und ihrer Pflicht für Deutschland treu bleiben werden.

Um so dringender erheischt von uns, den Daheimgebliebenen, die Ehre, daß auch wir stark und pflichttreu bleiben, daß wir auch dem neuen Feind gegenüber einig dastehen. Die deutsche Sozialdemokratie muß darin allen anderen Parteien vorangehen. Was Deutschland trifft, das trifft das deutsche Volk. Was Deutschland vor dem Feind rettet, das rettet die deutschen Arbeiter, ihren Wohlstand und ihre Kultur. Wir haben die Völker zum Frieden aufgerufen, und die Antwort ist neuer, frivoler Krieg. Nun muß auch dies durchgekämpft werden. Wir Deutsche haben guten Mut auch in den neuen Stürmen. Wir vertrauen auch jetzt auf unser Heer, das das für seine Heimat kämpfende Volk ist.

Die deutsche Sozialdemokratie kann mit dem besten Gewissen den Aufruf zu erneuter kräftiger Verteidigung erschallen lassen, angesichts eines Angriffs, den unsere italienischen Genossen selbst verdammen, und von dem auch die deutschfeindlichste Phantasie nicht behaupten könnte, Deutschland hätte nicht alles getan ihn zu verhindern. Die Demagogen der italienischen Kriegspartei, die das unglückliche, unwissende Volk in dies Abenteuer hineinreißen, müssen von der Sozialdemokratie wie von allen anständigen Politikern als Todfeinde betrachtet werden. Die Hetzer, die gegen die Organisation und die selbstgewählten Vertrauensleute des Volkes die Straße mobil machen, sind alles eher als Vertreter demokratischer Ideen. Wir deutschen Sozialdemokraten können mit sicherem Stolz sagen: Was jetzt in Italien geschieht, gibt uns recht. Nicht diejenigen haben die sozialdemokratischen Grundsätze verstanden, die uns wegen unseres Eintretens für die Landesverteidigung Vorwürfe machten, sondern wir, die wir ohne jede Kriegsgier und Ruhmsucht die Tiefe der uns umgebenden Feindschaft und die unserm Volk drohende Gefahr ermaßen und die Verantwortung für seinen Schutz übernahmen. Ein rechter Sozialdemokrat wird das jetzt erst recht tun.

XX

## LUDWIG QUESSEL . DER KRIEG ALS POLITISCHER ERZIEHER



MODERNE Soziologen haben vielfach darauf hingewiesen, daß unter allen Gebilden der sozialen Gemeinschaft die Parteien am wenigsten in Gefahr stehen einem plötzlichen Wechsel zu unterliegen. Selbst der Krieg, der so vieles im Völkerleben zum Untergang bringt, vermag auf die Parteien keinen umstürzenden Einfluß auszuüben. Immerhin läutet er doch häufig vielen alten Partei-

meinungen die Totenglocke. Die neuen Tatsachen, die er schafft, lassen es schlechterdings nicht zu bei der Tradition zu beharren. Und so schwer es den Parteien auch fällt etwas hinzuzulernen, so ist doch der Krieg ein zu strenger Erzieher, als daß sie seine Weisungen gänzlich unbeachtet lassen könnten.

Freilich ist es auch hier so, daß nicht etwa ein plötzlicher Umsturz des Alten erfolgt, daß vielmehr die Keime des Neuen, die ohnehin vorhanden, aber von dem Alten überschattet waren, schneller zur Entfaltung gebracht werden. Eines der wichtigsten und vielleicht am meisten in die Zukunft weisenden Beispiele ist die allmähliche Veränderung in der Einsicht der sozialdemokratischen Partei von den Aufgaben der Kolonialpolitik und von ihrer Bedeutung für unser Volk überhaupt. Von der alten unbedingten Negierung war man schon vor dem Krieg abgekommen, und aufmerksame Beobachter konnten eine steigende Anteilnahme auch der Sozialdemokratie an den Kolonisationsproblemen feststellen. Der Krieg ist wohl geeignet die neuen Erkenntnisse nach dieser Richtung zu vertiefen und namentlich auch das Interesse der Arbeiterklasse an der Kolonialpolitik deutlicher hervortreten zu lassen.<sup>1)</sup> Daß daneben die alten Anschauungen nicht nur fortleben sondern von Zeit zu Zeit in absoluter Form wieder formuliert werden, braucht nicht wunderzunehmen. Es dürfte daher wohl angebracht sein gerade jetzt die Beweiskraft der frühern, so simplen, aber im Bewußtsein ihrer Anhänger schlagenden Argumente gegen die Kolonialpolitik auf ihre Daseinsberechtigung zu prüfen.

Da stößt man immer wieder auf den einen Hauptgrund, der vermeintlich den Unwert, womöglich die Schädlichkeit jeder Kolonialpolitik für das kolonisierende Land demonstriert. Er lautet nämlich in seiner erstaunlichen Einfachheit: Die Volkswirtschaft Deutschlands mit seinem kleinen Kolonialbesitz hat sich schneller entwickelt als die der großen Kolonialländer England und Frankreich; der Kolonialbesitz bedeutet also keine Förderung sondern ein Hemmnis der wirtschaftlichen Entwicklung. Die einzige Tatsache, die für diese Antikolonialtheorie angeführt werden kann, ist die, daß der Gesamtaußenhandel Deutschlands in den Jahren 1887 bis 1912 um 225 %, der Englands nur um 103 % zugenommen hat. Diese Zahlen sind natürlich richtig. Aber was beweisen sie denn? Sie besagen zunächst darüber, ob der Besitz von Kolonien für ein Volk vorteilhaft oder schädlich ist, so gut wie gar nichts. Die Nationalökonomien haben für die starke Zunahme des deutschen Gesamtaußenhandels etwa folgende Erklärung gegeben: Die deutsche Bevölkerung ist in der angegebenen Zeit etwa von 47 Millionen auf 67 Millionen gestiegen. Für diesen Bevölkerungszuwachs von 20 Millionen konnten jedoch im Inland die ausreichenden Mengen tierischer und pflanzlicher Nährstoffe und Genußmittel nicht beschafft werden, und zwar um so weniger, als in der selben Zeit die Lebenshaltung der Gesamtbevölkerung bedeutend stieg. Allerdings war infolge des wunderbaren Aufschwungs der agrarischen Technik und der hervorragenden Tüchtigkeit unserer Landwirte die deutsche Landwirtschaft imstande fast den ganzen Bedarf der 67 Millionen Deutschen an Fleisch und Milch zu decken; auch dem Bedarf an Brotgetreide konnte sie genügen. Dagegen war sie nicht imstande so viel Öl-

<sup>1)</sup> Siehe auch Winnig Die Kolonien und die Arbeiter, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, pag. 219 ff.

und Gespinstpflanzen zu bauen wie die starke Bevölkerung benötigte. Ebenso war die deutsche Viehzucht nicht in der Lage den vollen Bedarf an Häuten und Wolle zu liefern. Um den Ansprüchen des Volkes zu genügen, war eine starke Einfuhr landwirtschaftlicher Erzeugnisse namentlich aus tropischen und subtropischen Gebieten notwendig. Die Gespinst- und Ölpflanzen sowie Wolle, Häute und Genußmittel (Kaffee, Tabak, Gewürze, Tee usw.) liefernde tropische Landwirtschaft wurde so, ohne der deutschen Landwirtschaft im eigentlichen Sinn Konkurrenz zu machen, vielmehr sie in notwendiger Weise ergänzend, ein immer wichtigerer Faktor für das Leben des deutschen Volkes. Wie für die Haushaltungen Nahrungs- und Genußmittel, so braucht das deutsche Volk für seine Industrie eine starke Rohstoffeinfuhr, weil die heimische Rohstofferzeugung für den industriellen Bedarf nicht völlig ausreicht, obwohl Deutschland reich an Kohlen und Erzen ist. Aus diesen Tatsachen, die mit dem Kolonialbesitz zunächst nichts zu tun haben, ergeben sich die gewaltigen Ziffern der deutschen Einfuhr. Da weiter Deutschland kein Rentnerstaat ist, der die für den Bedarf seiner Bevölkerung notwendigen Nährstoffe, Genußmittel und Rohstoffe ganz oder zum größten Teil ohne entsprechende Gegengabe als arbeitsloses Einkommen beziehen kann, so muß bei uns die große Einfuhr mit einer entsprechend großen Ausfuhr von Fabrikaten bezahlt werden. Daraus folgt, daß in der deutschen Handelsstatistik der großen Einfuhrziffer eine fast ebenso große Ausfuhrziffer gegenübersteht. Denn für den, der keine Renten bezieht, gilt auf dem Weltmarkt der Grundsatz: Wenn du kaufen willst, mußt du verkaufen. Aus diesem Kaufen und Verkaufen entsteht dann im Lauf eines Jahres die riesige Ziffer von 22,8 Milliarden Mark Gesamtaußenhandel. Sie besagt aber im Grunde nichts anderes als daß im Deutschen Reich auf einer verhältnismäßig kleinen Fläche ein zahlreiches, tüchtiges Volk sich durch emsige unermüdete Arbeit zu erhalten vermag.

Eigentlich könnte man nun annehmen, daß England und Frankreich, die zusammen genommen auf einer fast doppelt so großen Bodenfläche wie Deutschland (849 000 gegen 540 000 Quadratkilometer) nur 17 Millionen Menschen mehr zu ernähren haben, geringere Zufuhren haben. Das ist jedoch nicht der Fall. England und Frankreich weisen sowohl relativ wie absolut größere Zufuhren als Deutschland auf. Aus dem Charakter dieser beiden Länder als Rentnerstaaten ergibt sich nun aber die interessante Erscheinung, daß ein erheblicher Teil ihrer Zufuhren gar nicht durch Ausfuhren im entsprechenden Wert bezahlt zu werden braucht. Britische Nationalökonomien haben schon vor Jahren berechnet, daß England jahraus jahrein Zufuhren im Wert von einer Milliarde als arbeitsloses Einkommen erhält. Die Statistik zeigt uns nun, daß England und Frankreich, denen fast die ganze Welt zinspflichtig ist, ihre Einfuhr im Wert von 22 Milliarden Mark nur mit einer Ausfuhr von 18,7 Milliarden zu bezahlen brauchen. Der Überschuß der Einfuhr über die Ausfuhr im Betrag von 3,3 Milliarden Mark kann zu einem sehr erheblichen Teil als die Rente des in den Kolonien und im Ausland investierten englischen und französischen Kapitals angesehen werden.

Bei einer nähern Betrachtung zeigen uns die Zahlen, die den Unwert der Kolonialpolitik dartun sollten, etwas ganz anderes als das, was damit bewiesen werden soll. Wir sehen, daß 84 Millionen Franzosen und Engländern jährlich aus dem Weltverkehr Güter im Wert von 22 Milliarden Mark zu-


gehen, die sie mit Gütern im Wert von nur 18,7 Milliarden Mark bezahlen, während den 67 Millionen Deutschen im Jahr 1913 nur Güter im Wert von 11,6 Milliarden Mark zugingen, die sie mit Gütern im Wert von 10,8 Milliarden Mark bezahlen mußten. Will man aus diesen Zahlen überhaupt auf den Wert des Kolonialbesitzes für die Völker schließen, so müßte man sagen, daß den 84 Millionen Engländern und Franzosen auf Grund ihres weltumspannenden Kolonialbesitzes eine immer wachsende, ungeheure Menge von Gütern als arbeitsfreies Einkommen aus dem Weltverkehr zugeht, während das deutsche Volk alle Güter, die es aus dem Weltverkehr zieht, durch harte Arbeitsleistungen bezahlen muß. Nun sind wir gewiß weit davon entfernt das arbeitsfreie Einkommen zu preisen. Für uns hat ja die Kolonialpolitik eine ganz andere ökonomische und kulturelle Bedeutung als die der mühelosen Güterbeschaffung. Nur darf man auch nicht, wie es jene populäre Antikolonialargumentation tut, die Sache auf den Kopf zu stellen versuchen, indem man die Kolonialpolitik deshalb als ein Unglück für die Volkswirtschaft ausgibt, weil sie mit geringerer Arbeit größere Gütermengen ins Land bringt. Nur diesem Argument gegenüber, das durch seine scheinbare Augenfälligkeit immer wieder die Geister bei uns von allem Neuen, Werden- den ablenkt und in den Bahnen des Alten, Bequemen festzuhalten sucht, sei dieses ebenso einfache Gegenargument angeführt.

Die gesicherte Erkenntnis der modernen Nationalökonomie, daß der Kolonialbesitz eine reichlich fließende Quelle des bürgerlichen Reichtums war und ist, wird durch jene Zahlen nicht umgestoßen sondern noch bekräftigt. Es soll freilich nicht verkannt werden, daß der Kolonialbesitz seine Gaben ungleich verteilt. Weit entfernt das gegenüber den Kolonialfeinden bestreiten zu wollen, möchte ich hier im Gegenteil die Tatsache besonders hervorheben, um daraus gerade die Notwendigkeit einer positiven Anteilnahme der Sozialdemokratie an der Kolonialpolitik herzuleiten. Wir Sozialdemokraten wollen selbstverständlich eine Kolonialpolitik, die nicht einer Anzahl von Besitzenden Renten schafft sondern die eine Erhöhung der Produktivität und eine Erweiterung und Sicherung der Lebenshaltung unseres ganzen Volkes bedeutet. Zweifellos ziehen diejenigen, die in den Kolonien ihr Kapital investieren oder hohe technische und wissenschaftliche Kenntnisse verwerten können, aus der Kolonialwirtschaft größeren persönlichen Gewinn als die Proletarier. Das hebt jedoch die Tatsache nicht auf, daß die Kolonialwirtschaft auch die physische Basis der proletarischen Existenz geworden ist. Was heute in den tropischen und subtropischen Gebieten hauptsächlich produziert wird, sind Massenartikel, die nach größerer oder geringerer Verarbeitung in die proletarischen Haushaltungen eingehen. Es liegt deshalb im höchsten Interesse der Sozialdemokratie die Kolonisation zu fördern, gleichzeitig aber auch Methoden in die Kolonialpolitik einzuführen, die geeignet sind die Kolonien aus einem bloßen Ausbeutungs- und Bereicherungsobjekt in ein lebendig wirkendes, produktives Glied unserer Volkswirtschaft umzuwandeln.

Wenn die Anglophilen bisher lehrten, daß es für das deutsche Proletariat gleich sei, ob es die kolonialen Erzeugnisse aus eigenen oder fremden Kolonien beziehe, so wird nach diesen 10 Monaten des Hungerkriegs mancher deutsche Sozialdemokrat, der ihnen früher uneingeschränkt zustimmte, ganz anders darüber denken. Ich glaube, daß die deutsche Arbeiterklasse es

heute für kein Unglück ansehen würde, wenn sie die Erzeugnisse der Kolonialwirtschaft, die sie zu ihrer Existenz braucht, aus den eigenen überseeischen Provinzen des Reichs beziehen könnte. Die Abhängigkeit vom Ausland scheint heute, wo wir die guten Absichten der Engländer richtig einzuschätzen gelernt haben, nicht übermäßig verlockend. Allerdings, solange England gepanzert, mit vorgestreckter Lanze an allen Straßen des Weltverkehrs steht, solange es anderen Nationen die Zufuhren gestatten oder abschneiden kann, sind überseeische Provinzen ein zweifelhafter Gewinn. Mit Flammenzeichen hat der Krieg die furchtbare Gefahr, die Englands Seediktatur für die europäischen Völker erlangen kann, beleuchtet. Diese Erkenntnis aus dem Bewußtsein der Völker auszulöschen ist unmöglich. Wir wissen jetzt, wer England ist, und was wir von seinen herrschenden Schichten zu erwarten haben. Die Wehrhaftmachung Mitteleuropas gegen britische Seeherrschaft wird deshalb die große Aufgabe Deutschlands nach dem Krieg sein.

XX  
**LUDWIG RADLOF · KRIEG, ARBEITERPRESSE  
 UND ARBEITERBILDUNG**

 EI allen politischen Parteien Deutschlands hat der Krieg starke Umbildungen in den Anschauungen hervorgerufen. Vor allem auch in der Sozialdemokratie. Freilich hatte sich eine Wandlung der Ansichten in zahlreichen politischen Fragen bei einem großen Teil der Parteigenossen schon seit langem vollzogen. Die soziale Entwicklung hatte sie gelehrt, daß die ursprüngliche Auffassung des Sozialismus über den Zusammenbruch der kapitalistischen Gesellschaft, aber auch über praktisch-politische Probleme wie Militarismus, Kolonialpolitik und anderes mehr dem tatsächlichen Gang des wirtschaftlichen Lebens nicht entsprach. Sie waren zu der Erkenntnis gekommen, daß der Kapitalismus durchaus nicht, wie man geglaubt hatte, seinen Höhepunkt bereits erreicht oder gar überschritten habe, und daß der sogenannte Imperialismus wiederum nur eine folgerichtige Erscheinung auf einer bestimmten Stufe der kapitalistischen Entwicklung sei und sich erst vollzogen haben müsse, bevor die Bahn für eine zukünftige sozialistische Gesellschaft frei werden könne.

Der Ausbruch des Weltkriegs, der so viele Politiker zum Um- und Hinzulernen zwang, mußte natürlicherweise diesen moderneren Anschauungen in der Sozialdemokratie ebenfalls neue Stoßkraft leihen. Unter den gewaltigen Ereignissen der Gegenwart klopften bisher unbekannte, tiefgreifende Fragen an die Pforten unserer Partei und zwangen jeden denkenden Genossen Stellung dazu zu nehmen. Der Krieg tauchte ganz Deutschland in eine neue Stimmungs- und Anschauungswelt, ein einigendes Band schlang sich um das von einem schweren Schicksal bedrohte Land, mit vereinter Kraft mußten die Feinde abgewehrt werden, die uns Untergang und Verderben geschworen hatten. Noch sind wir nicht so weit uns sagen zu können, die Gefahr sei endgültig vorüber. Aus dieser Tatsache ergibt sich für uns ohne jeden Zweifel die Stellung, die die Sozialdemokratie auch jetzt noch einzunehmen hat. Gerade in letzter Zeit veröffentlichten das Hamburger Echo und andere Parteiblätter hochinteressante Briefe von Parteigenossen, die im

Vordertreffen des politischen Kampfes standen, nun aber in den Schützengräben die Pflicht der nationalen Verteidigung üben müssen. Mit klarster Anschaulichkeit zeigen sie uns daheim wie den Kampfgenossen im Felde, wo gegenwärtig unsere nächsten Pflichten liegen.

Ein Spiegelbild des geistigen Umwandlungsprozesses, der in der Partei vor sich geht, bietet unsere politische und Gewerkschaftspresse. Sie hat ihre Pflicht und ihre schwierige Aufgabe mit wenigen Ausnahmen erfüllt. Nur von einzelnen Blättern wurde der törichte Versuch gemacht an Stelle leidenschaftslos vernünftiger Erwägungen fanatische Phantastereien zum Leitstern unserer Handlungen werden zu lassen und in der feindlichen Auslandspresse damit sehr irriige Ideen über die Stimmung in der deutschen Sozialdemokratie wachzurufen. Sehr richtig haben die Genossen draußen im Felde darauf hingewiesen, wie sehr ihnen durch die verfehlte Haltung dieser angeblich revolutionären Minderheit ihre ohnehin so schwere Aufgabe noch erschwert, wie der Krieg dadurch nur noch verlängert werden könne. Bei allem Recht auf eigene Überzeugung aber muß in diesem über alle Maßen furchtbaren Kampf der ausschlaggebende Gesichtspunkt für jedes Mitglied der Nation der sein, wie in dem Vernichtungsfeldzug unserer Feinde gegen Deutschland der Ausgang am erfolgreichsten für uns gestaltet werden kann. Wir haben jeden engern Zweck dem höhern Ziel, dem wir alle dienen wollen, unterzuordnen.

Und damit komme ich auf eine Frage, die gerade auch in diesem Zusammenhang Beachtung verdient, nämlich auf die politische und wirtschaftliche Aufklärung der Genossen und Genossinnen in unserer Partei.

Die Zeiten sind längst vorüber, in denen es die ausschließliche Aufgabe der Sozialdemokratie war von der Tribüne des Parlaments wie in Volksversammlungen in ganz allgemeinen Zügen für die Ideale des Sozialismus zu wirken. Die moderne Arbeiterbewegung ist eine positiv aufbauende Partei geworden, und sie kann ihre Ziele nur erreichen, wenn sie ihre Mitglieder zu ernstem Denken erzieht, sie dazu heranbildet an jedes Problem des wirtschaftlichen und politischen Lebens in ruhiger Sachlichkeit, ohne vorgefaßten Phrasenglauben heranzutreten. Davon jedoch sind wir heute leider noch recht weit entfernt. Vieles von dem, was anscheinend aus gegensätzlichen Anschauungen innerhalb der Partei resultiert, ist nur auf die ganz verkehrte Art zurückzuführen, wie den Arbeitern Jahr für Jahr bestimmte unverstandene Formeln und Theorien schulmäßig beigebracht werden. Wenn unsere politischen Gegner diese Art Aufklärung irgendwo betreiben, so wenden wir uns, und sehr mit Recht, mit äußerster Empörung dagegen. Der Sozialismus soll eine wissenschaftliche Erkenntnis sein. In vielen Kreisen der Partei aber wird er leider ins rein Agitatorische verzerrt. So manche Broschüre, manche Volksversammlungsrede wirken geistig direkt schädigend auf die Arbeiterschaft und sind mitschuldig daran, wenn die Einheit unserer Bewegung oft gefährdet erscheint.

Gewiß, in einer Millionenpartei wird es und muß es Meinungsdivergenzen geben. Schon Bebel hat ja gesagt, wenn kein Kampf mehr wäre, möchte er lieber bei den Botokuden leben. Das Zusammenwirken, das dennoch notwendig ist, kann dann eben nur durch das wahrhaft demokratische Prinzip erzielt werden, daß sich die Minderheit in entscheidenden Fragen der Mehr-



heit so lange unterordnet, bis sie selbst zur Mehrheit geworden ist. Gegen dieses Prinzip hat die gegenwärtige Parteiminderheit in flagranter Weise verstoßen, und sie hat es in einem Augenblick getan, wo es sich um eine Lebensfrage für die Nation handelte, mit der wir alle auf Gedeih und Verderb verbunden sind. Wer sich so gegen den Geist der Demokratie selbst versündigt, hat kein Recht mehr sich auf sie zu berufen.

Die Sozialdemokratie hat im letzten Jahrzehnt ein tüchtiges Stück reiner Bildungsarbeit geleistet, die mir stets sehr wertvoll für die Arbeiterschaft erschien. Sollte es nicht möglich sein, besonders nach Beendigung des furchtbaren Völkerringens, diese Bildungsarbeit auf eine Basis zu stellen, die den heutigen geistigen Anforderungen in unserer Bewegung entspricht? Zunächst halte ich das bei uns übliche Durcheinander und Nebeneinander der Bildungsziele für einen schweren Fehler. Wohl wurde oft ganz richtig behauptet, daß die künstlerische, wissenschaftliche, politische und technische Entwicklung des deutschen Volks gegenüber anderen Kulturvölkern gerade auch auf der Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit unserer Bildungsschulen und -ziele beruhe. Das Bildungsideal eines ganzen Volks ist aber nicht ohne weiteres identisch mit dem einer politischen Partei, die zu Macht und Einfluß gelangen will. Vor allem jedoch etwas anderes: Wer wahrhafte politische Bildung anstrebt, muß sich in erster Linie vor Dogmatismus hüten. Er muß streng darauf achten, daß jede Frage nach den verschiedensten Seiten hin beleuchtet wird. Die Art, wie in unserer Parteibildungsschule und an anderen Stellen sozialistische Aufklärung betrieben wird (sowenig ich etwa damit die Überzeugungstreue und den Wahrheitsdrang der betreffenden Lehrer anzweifeln will), entspricht dieser Forderung ganz und gar nicht. Von allem sonstigen abgesehen schon deshalb nicht, weil in der Hauptsache bei uns immer nur Meinungen, nicht Tatsachen gegeben werden. An den Funktionär der modernen Arbeiterbewegung werden heute bedeutende geistige Ansprüche gestellt, wenn er den Wesensgehalt der von ihm propagierten Lebens- und Weltanschauung richtig erfassen, sich auf Grund dieser Anschauung in seine Umwelt einstellen soll. Es erfordert ein hohes Maß von Kenntnissen unsere politischen, gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Ideen den verwickelten Gesetzen der auf und nieder wogenden wirtschaftlichen Entwicklung anzupassen. Konnten wir doch jetzt schon beobachten, mit welcher scharfer Aufmerksamkeit die Gewerkschaften selbst der politischen Vertretung der Partei gegenüber sich für die Wahrung der gewerkschaftlichen Errungenschaften einsetzen mußten.

So bedeutenden Wert wir also auch bisher schon in unserer Bewegung der Bildungsarbeit beileigten, wir werden nach dem Krieg unser geistiges Rüstzeug in ganz anderer Weise ausbauen, wir werden eine Grundlage finden müssen, auf der sich eine Neuorientierung der Genossen auf dem Feld der Politik durchführen läßt. Um nur auf eins hinzuweisen: Die flüchtigste Durchsicht der sozialistischen Literatur in weltpolitischen Fragen zeigt uns, wie sogar ein Teil der Führer unserer Bewegung auf gewissen Gebieten gleich ahnungslosen Kindern in der Welt umhertappt.

Ich wage hier nicht zu entscheiden, ob der Plan einer Arbeiteruniversität mit einheitlichen Grundsätzen und Zielen jemals durchzuführen sein wird. Käme es aber dazu, so dürfte jedenfalls zum Ausgangspunkt des Wissens nur die

praktische Politik genommen werden. Eine gedeihliche Weiterentwicklung ist nur dann möglich, wenn die Praxis die Theorie befruchtet. Der Lehrplan der Berliner Gewerkschaftskurse scheint mir am ehesten geeignet zum Muster eines guten Arbeiterbildungswesens zu dienen, nur müßte man ihn vielleicht durch einige wichtige Stoffe, wie allgemeine und politische Geschichte, ergänzen. Zu Lehrern auf diesen Gebieten dürften nur Männer mit bedeutender Erfahrung bestellt werden, Menschen, die auch das Leben und Weben der heutigen Zeit verstehen. So könnten aus der Praxis heraus der Theorie neue Anregungen zugetragen werden, die dann rückwirkend die Praxis wiederum frisch beleben.

Wenn die Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands, die sozusagen das Hirn der modernen Arbeiterbewegung darstellt, diese Anregung zunächst einmal an alle größeren Städte mit starker Arbeiterbevölkerung ausgeben und eventuell die Mittel zur Durchführung eines solchen Plans zur Verfügung stellen würde, wenn, was Genosse Legien im Februar dieses Jahres in der Funktionärsversammlung der Berliner Gewerkschaftskommission als sehr wünschenswert hinstellte, unsere Gewerkschaftsfunktionäre sich auch reger am Parteileben beteiligten, könnte die kämpfende Arbeiterklasse in ihrem schweren Aufstieg zu Freiheit und Menschenwürde um ein gewaltiges Stück gefördert werden.

XX

## KARL SEVERING · ZUR LONDONER GEWERKSCHAFTSKONFERENZ



ER Ausbruch des Weltkriegs hat, wie ja auch an dieser Stelle schon mehrfach auseinandergesetzt worden ist, den internationalen Verbindungen der Gewerkschaften einen empfindlichen Schlag versetzt. Die Kriegsleidenschaft der ersten Wochen hat bei den Gewerkschaftern einzelner Länder eine derartige Erregung gezeitigt, daß der oberflächliche Beobachter und Zeuge verschiedener Folgeerscheinungen dieser Erregung zu der Auffassung gelangen konnte, daß die gewerkschaftliche Internationale tot sei und nicht wieder auferstehen werde. Es ist noch in frischer Erinnerung, wie mehrere englische Gewerkschaften sich an der Boykottbewegung beteiligten, die von findigen englischen Geschäftsleuten und einzelnen Jingos gegen die deutschen Erzeugnisse inszeniert worden war. Ob französische Gewerkschafter an einem ähnlichen Vorgehen in Frankreich beteiligt waren, wie behauptet worden ist, bedarf noch der Bestätigung. Erwiesen ist jedenfalls, daß nicht allein englische und französische, sondern auch Gewerkschafter der neutralen Staaten sich eine Weile in den heftigsten Ausfällen gegen die deutschen Gewerkschaften gefielen und sich sogar zu der Drohung verstiegen, daß beim Wiederaufbau der gewerkschaftlichen Internationale für die Deutschen vorläufig kein Platz darin vorhanden sein werde.

Diese leidenschaftliche Sprache gegen die deutsche Gewerkschaftsbewegung und ihre Führer ist im Lauf der Kriegsmonate milder geworden, und die Verstöße gegen die internationale Solidarität, wie sie in der Boykottbewegung einzelner englischer Gewerkschaften ihren Ausdruck fanden, haben sich nicht wiederholt. Das Fälschungsnetz der englischen Weltberichterstattung

ist durchbrochen. Andere Fäden sind gesponnen, und das Zerrbild, das von der Haltung der Deutschen im allgemeinen und der deutschen Gewerkschafter im besondern im Ausland entworfen worden war, ist mehr und mehr als falsch erkannt worden. Die leidenschaftliche Erregung ist einer ruhigeren Beurteilung gewichen, und heute ist die Auffassung allgemein, daß eine internationale Verbindung der Gewerkschaften wiederkommen wird, weil sie wiederkommen muß.

Wie ist sie am schnellsten und am praktischsten wieder herzustellen? Man kann diese Frage gewiß mit dem Einwand abtun, daß sie vorläufig des aktuellen Interesses entbehrt. Solange die einzelnen Nationen noch um Sein oder Nichtsein kämpfen, solange auch die Gewerkschafter aller Länder an diesen Kämpfen beteiligt sind, wird es manchem als müßiges Gerede erscheinen schon heute an den Wiederaufbau oder an die Befestigung der internationalen Beziehungen zu denken. So führen gewichtige Gründe zu der Auffassung, daß eine Wiederbelebung der gewerkschaftlichen Internationale noch in weitem Felde ist.

Wenn sich aus den oben angeführten Gründen auch in der Tat positiv nichts tun läßt, so sollte aber auch alles unterlassen werden, was der Verwirklichung des Gedankens Schwierigkeiten bereiten könnte. Man darf von den deutschen Gewerkschaften wohl ohne Ruhmredigkeit und ohne Pharisäertum behaupten, daß sie von Anbeginn des Krieges an dieses Erfordernis auf das strengste beachtet haben. Es ist nirgends der Versuch gemacht worden die Beteiligung der englischen Arbeiter an der Boykottbewegung mit entsprechenden Gegenmaßnahmen zu beantworten. Nie ist von deutscher Seite gedroht worden, daß dieser oder jener nationale Gewerkschaftsverband später keinen Platz in der gewerkschaftlichen Internationale finden würde. Auch als sich die englischen Gewerkschaftsführer in hervorragendem Maß an der Rekrutierungskampagne Lord Kitcheners beteiligten, ist ihnen von deutscher gewerkschaftlicher Seite daraus nicht der geringste Vorwurf gemacht worden. Was in der gewerkschaftlichen Presse und in Versammlungen zu all diesen Dingen gesagt wurde, das war nichts als der Niederschlag des bitteren Gefühls, daß die deutschen Gewerkschafter, die es an Beweisen internationaler Solidarität nie haben fehlen lassen, von ihren englischen, italienischen und holländischen Kameraden in der ungerechtfertigsten Weise verdächtigt wurden.

Vor einiger Zeit ist von den Gewerkschaften Englands und Frankreichs nur eine Frage aufgerollt worden, die an sich zwar der Wiederannäherung der Gewerkschaften keine Schwierigkeiten zu bereiten braucht, deren Behandlungsart aber gar zu leicht geeignet ist der künftigen Entwicklung der internationalen Gewerkschaftsbewegung Abbruch zu tun. Es ist die Frage der Verlegung des internationalen Gewerkschaftsbunds. Der Sitz dieser Einrichtung ist heute Berlin, ihr Vorsitzender ist der Reichstagsabgeordnete Genosse Legien. Es ist kein Zufall, daß Deutschland die Zentrale der internationalen Gewerkschaftsbewegung bildet. Das war nicht immer so, und es braucht auch nicht immer so zu bleiben. Unmittelbar vor Kriegsausbruch war die deutsche Gewerkschaftsbewegung aber die größte und einflußreichste. Die deutschen gewerkschaftlichen Methoden wurden auch in den Ländern zur Nachahmung empfohlen, die sonst vom deutschen Organisations-

geist nicht sonderlich erbaut waren. Man hatte in diesen Ländern erkannt, daß die Verfassung der deutschen Gewerkschaften am meisten den Bedürfnissen der Arbeiter Rechnung trug und darum den größten Erfolg versprach in dem Bestreben Einfluß auf die Lohn- und Arbeitsbedingungen im gewerblichen Arbeitsverhältnis zu gewinnen.

Freilich ist dieser Vorzug nicht das ausschließliche Verdienst der Deutschen. Die Engländer haben recht, wenn sie sagen, daß noch vor 20 Jahren ihre gewerkschaftlichen Einrichtungen von der im Entstehen begriffenen Gewerkschaftsbewegung des Festlands als mustergültig gepriesen worden seien. Als nach dem Fall des Sozialistengesetzes in Deutschland die Gewerkschaftsorganisationen sich freier entfalten konnten, da konnte man das Gute an der englischen Gewerkschaftsbewegung mit in die Einrichtungen der deutschen hinübernehmen und andererseits ihre Fehler vermeiden. Es war nicht unberechtigt, wenn von englischen Gewerkschaftern wiederholt das Bild gebraucht wurde, daß sie mit ihren Einrichtungen sich in der Lage eines alten Hauses befänden, das der Renovierung bedürfe, während das Haus der kontinentalen Gewerkschaften erst kürzlich neu erbaut worden sei, so daß man bei seiner Anlage die anderwärts gemachten Erfahrungen berücksichtigen konnte. Ihr Haus habe schon in dem Augenblick fertig dagestanden, als man auf dem Festland den ersten Stein gelegt habe.

Das alles ist, wie gesagt, durchaus zutreffend, wenigstens soweit die Einrichtung und die Tätigkeit größerer zentraler Verbände in Betracht kommen. Vielleicht wäre noch die Einschränkung am Platz, daß die Errichtung der neuen Häuser auf dem Festland nicht gleichmäßig erfolgte. So sind zum Beispiel die französischen Gewerkschaften noch immer erst daran den Grundstein zu ihrem Gebäude zu legen. Die Schwierigkeiten dabei sind nicht gering. Das langsamere Tempo der industriellen Entwicklung und die Hemmungen durch die Phantastereien der direkten Aktion sind einige Gründe, die uns das langsame Fortschreiten der französischen Gewerkschaftsbewegung erklären. In den skandinavischen Ländern sind fast die selben Methoden eingeführt, wie sie in der deutschen Gewerkschaftsbewegung maßgebend sind. Zusammenfassend darf also gesagt werden, daß die deutsche Gewerkschaftsbewegung nach ihrer ganzen Geschichte und Entwicklung die Fehler anderer ähnlicher Organisationen in glücklichster Weise vermeiden konnte, und daß das schnelle Tempo der industriellen Entwicklung in Deutschland ihre schnelle Ausdehnung, aber auch ihren Charakter bestimmte. Und was von der deutschen Gewerkschaftsbewegung in einer verhältnismäßig kurzen Zeit an Verbesserung der Lohn- und Arbeitsbedingungen, in der Schaffung sozialpolitischer Einrichtungen und in der geistigen Fortbildung ihrer Mitglieder erreicht worden ist, das steht in der Geschichte der internationalen Gewerkschaftsbewegung bisher ohne gleichen da.

Es war darum durchaus natürlich, daß die engere Vertretung der internationalen Gewerkschaftsbewegung ihren Sitz in Deutschland erhielt. Nicht aus Gründen bloßer Repräsentation, die bei Gewerkschaftern überhaupt keine Rolle spielen sollte. Maßgebend war vielmehr die durchaus begründete Erwägung, daß es dem internationalen Sekretär im Land der höchstentwickelten Gewerkschaftsbewegung leichter möglich sein würde Anregungen und Ratschläge den angeschlossenen nationalen Gewerkschaftsverbänden zu

geben, die auf Grund der wirtschaftlichen Verhältnisse ihres Landes noch nicht über die Grundmauern ihres gewerkschaftlichen Gebäudes hinausgekommen waren.

Daß der Krieg das Wirtschaftsleben Deutschlands so gewaltig ändern wird, daß wir Deutsche auf Jahrzehnte hinaus zurückgedrängt werden könnten, ist nicht anzunehmen. Daran glauben ja auch schon heute selbst diejenigen nicht mehr, die in der Unterbindung der deutschen industriellen Entwicklung ihr äußeres Kriegsziel erblickten. Man darf sogar damit rechnen, daß Deutschland sich im Vergleich zu den anderen kriegführenden Ländern wirtschaftlich verhältnismäßig am schnellsten von den Wunden des Krieges erholen wird. Die Vorbedingungen für eine weitere Ausbreitung der gewerkschaftlichen Bewegung wären demnach auch für die Zukunft gegeben, und es liegen keine Anzeichen dafür vor, daß diese Vorbedingungen nach dem Krieg in einem andern Land günstiger sein würden. Indessen könnte man die Erörterung aller dieser Fragen einstweilen vertagen und warten, bis sie sich durch die Ereignisse selbst beantwortet haben. Und auch an dieser Stelle wären sie sicherlich nicht besprochen worden, wenn sie nicht eigentlich von selbst durch die Absichten der englischen Gewerkschafter aufgetaucht wären.

Anfang Februar dieses Jahres tagte bekanntlich in London eine Konferenz der Sozialisten Englands, Frankreichs und Belgiens. Bei dieser Gelegenheit haben auch die auf der Konferenz vertretenen Gewerkschaftsführer der genannten Staaten über die Zukunft der gewerkschaftlichen Internationale beraten. Nach dem Bericht der Humanité vom 13. April 1915 sind diese Beratungen in überaus sachlicher Weise geführt worden. So behaupten wenigstens die Teilnehmer, und es liegt kein Grund vor an ihren Versicherungen zu zweifeln. Sie waren aber der Meinung, man solle den Sitz des internationalen Sekretariats in ein neutrales Land verlegen, weil mehrere Jahre vergehen würden, ehe Engländer, Belgier oder Franzosen wieder mit der selben Bewegungsfreiheit und dem selben Vertrauen nach Berlin gehen könnten, wie vor dem Krieg. Das kann sein, es kann aber auch anders sein. Der überall geschürte Nationalhaß ist chronisch geworden, und es wird in der Tat einiger Zeit bedürfen, um die Völker von dieser Krankheit zu heilen. Es kann darum sehr wohl möglich sein, daß dem internationalen Verkehr (nicht nur der Arbeiter) in der ersten Zeit nach dem Krieg noch einige Schwierigkeiten erwachsen. Aber wenn der Friede, der geschlossen wird, ein dauernder Friede sein soll, wie es ja alle Völker wünschen, dann ist nicht einzusehen, warum ein Franzose oder sonst ein Ausländer in Berlin weniger Bewegungsfreiheit haben sollte als in Bern. Jedenfalls erscheint dieses Argument nicht als überzeugend. Man weiß nach allem, was sonst in der Frage bekannt geworden ist, auch gar nicht einmal, ob das angeführte Motiv allein bestimmend für die Beschlüsse der Londoner Konferenz war. Die Humanité begleitet den Beschluß der englischen und französischen Gewerkschafter unter anderm mit folgenden Randbemerkungen: »Es ist zu hoffen, daß die deutschen Gewerkschaften die Klugheit und den Takt des durch die französischen und englischen Gewerkschaften gestellten und durch die amerikanischen Gewerkschaften unterstützten Antrags verstehen. . . Es ist vor allem zu wünschen, daß Legien empfindet, daß seine eng nationalistische Haltung während der Krise ihn in keiner Beziehung mehr für den internationalen Posten geeignet erscheinen läßt, den er bisher ausgefüllt hat.«

Es zeugt allerdings weder von »Klugheit« noch von »Takt«, wenn hier dem Genossen Legien wegen seiner selbstverständlichen deutschen Gesinnung der Vorwurf einer »eng nationalistischen Haltung« gemacht wird. An nationalistischer Enge leiden wir deutschen Gewerkschafter wahrhaftig nicht. Wir fühlen uns freilich als Angehörige unseres Volkes; wir sind jetzt, wo es um unser aller Leben geht, mit allen Gliedern unseres Volkes aufs engste verbunden, und kein Gebot steht uns jetzt höher als das der nationalen Solidarität (wie wir das gleiche Nationalgefühl auch bei den anderen, und namentlich bei den Franzosen, in hohem Maß achten). Aber deswegen wird unser Horizont noch lange nicht »nationalistisch« verengt, wie dies zum Beispiel in so auffallender Weise bei den Engländern der Fall war. Die Auslassungen der Humanität haben immerhin den Vorzug der Offenheit, weil sie deutlich erkennen lassen, worauf es den Antragstellern bei ihrer Aktion ankam. Und da muß leider festgestellt werden, daß trotz der angeblich versöhnlichen Aussprache auf der Konferenz die Aktion der englischen und französischen Gewerkschafter die Spuren nationaler Voreingenommenheit und persönlicher Gegnerschaft allzu deutlich an der Stirn trägt.

Die meisten Parteiblätter, die sich bisher mit dieser Frage beschäftigten, haben in dem Antrag den Willen der Antragsteller erblickt die gewerkschaftliche Internationale aufrechtzuerhalten. Dem kann man ohne weiteres zustimmen, aber es geht doch zu weit, wenn hier und dort die Aktion der französischen und englischen Gewerkschafter allein aus diesem Grund als eine erfreuliche Kundgebung bezeichnet wird. Die gewerkschaftliche Internationale würde auch wieder erstehen, selbst wenn sich die Konferenz in London feierlich dagegen ausgesprochen hätte. Sowenig sich die Völker bei dem heutigen Stand des Wirtschaftslebens von einander abschließen können, sowenig Kunst und Wissenschaft sich in engen nationalen Grenzen halten können, so wenig und noch viel weniger können die Arbeiter des internationalen Zusammenschlusses und Austausches entbehren, wenn nicht auch ihr nationales Leben darunter verkümmern soll. Es ist ja der Nachteil der englischen Gewerkschaftsbewegung, daß sie zu langsam ihr Haus renoviert. Es ist ja das Unglück der französischen Gewerkschafter, daß sie dem Bannkreis ihres Syndikalismus nicht zu entfliehen vermögen. Also eine Großtat war es wirklich nicht, wenn die Londoner Konferenz den Willen zu erkennen gab die gewerkschaftliche Internationale aufrechtzuerhalten. Die Art aber, wie sie diesen Willen bekundet hat, ist viel leichter geeignet die Bestrebungen auf Erhaltung der Internationale zu stören als sie zu verbessern.

Für die deutschen Gewerkschaften wird dieser Vorgang selbstverständlich kein Anlaß sein ihre Haltung im geringsten zu ändern. Wenn sie das überstanden und vergessen haben, was in den ersten Wochen nach Kriegsausbruch an Verdächtigungen und Herabsetzungen über sie erging, dann werden sie auch diese Aktion mit dem Gleichmut zu ertragen wissen, der der Überzeugung des rechten und gerechten Handelns entspringt. Über die Verlegung des internationalen Sekretariats haben die angeschlossenen nationalen Verbände zu entscheiden. Erfolgt diese Entscheidung im Sinn des französisch-englischen Antrags, dann wird sich in Deutschland niemand finden, der sich dadurch gekränkt fühlt. Und fänden sich zum Beispiel in Bern Genossen, die den Willen und die Fähigkeiten hätten die Funktionen des Sekretariats

zu übernehmen, so würde mit einem Berner Interregnum der Sache schließlich kein Schaden zugefügt werden. Freilich darf man auch nicht übersehen, daß gerade Bern durch die bekannten Vorgänge in den letzten Monaten eine starke Einbuße im Ruf seiner Neutralität erlitten hat.

Ich sprach von einem Interregnum. Mehr würde und könnte eine Sitzverlegung von Berlin nach Bern in der Tat nicht bedeuten. Die höchste Vertretung der internationalen Gewerkschaften muß dort ihren Sitz haben, wo das lebendigste Leben der gewerkschaftlichen Organisation pulsiert. Für die deutschen Gewerkschafter wird jedenfalls nach wie vor nicht die Frage entscheidend sein, wo der internationale Sekretär wohnt, sondern was er leistet (und es steht billig zu bezweifeln, ob sich so leicht in der Gewerkschaftsbewegung eines andern Landes ein Mann finden ließe, der zu diesem Amt die Qualitäten mitbrächte wie Carl Legien). Heute, wo leidenschaftliche Erbitterung und persönliche Voreingenommenheit die Blicke so manches verständigen Gewerkschafters trüben, mag eine Schweizerreise des internationalen Sekretariats manchen wie eine Erlösung anmuten. In ruhigen Zeiten aber (davon darf man überzeugt sein) wird man wieder den Inhalt über die Formalitäten stellen und lediglich nach der Leistung entscheiden.

## HERMANN MATTUTAT · KRIEGSINVALIDENFÜRSORGE UND SOZIALE GESETZGEBUNG

**N**UNMEHR ist in allen Bundesstaaten die Kriegsinvalidenfürsorge vollständig organisiert. Ihre Wirksamkeit macht sich bereits in erfreulicher Weise bemerkbar. Alle Kreise der Bevölkerung können hier mithelfen den im Feld Verletzten so weit wie irgend möglich die gefährdete Erwerbsfähigkeit zu erhalten und sie so wieder ihrem frühern oder einem andern geeigneten Beruf zuzuführen. Auch die Vertreter der organisierten Arbeiter sind zur Mitwirkung an dieser eminent wichtigen sozialen Aufgabe herangezogen worden. In welchem Umfang, läßt sich zurzeit noch nicht übersehen. Es ist jedenfalls dringend zu wünschen, daß die Arbeiterorganisationen einen möglichst starken Einfluß auf die Gestaltung der Kriegsinvalidenfürsorge gewinnen, da ihre Mitglieder mit in erster Linie an deren Resultaten interessiert sind.

Zunächst handelt es sich für sie darum, daß die Kriegsverletzten in der richtigen Weise ausgebildet und dadurch vor verfehlten und nachteilig wirkenden Experimenten behütet werden. Dann aber müssen sie auch dahin wirken, daß die Invaliden nach ihrer Wiederherstellung und Ausbildung den freien Arbeitern nicht als Lohndrücker entgegentreten. Diese Gefahr ist für einige Berufe sehr groß, worauf Genosse Heiden in dieser Zeitschrift bereits mit Recht hingewiesen hat.<sup>1)</sup> Es ist die Aufgabe der Kriegsinvalidenfürsorge die Verletzten ernsthaft für einen Beruf vorzubereiten, so daß sie ihn mit Erfolg ausüben und ihn zur Grundlage ihrer Existenz machen können. Das ist nicht leicht, und die Befürchtung, es könnten dabei falsche Wege eingeschlagen werden, ist nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Schon jetzt hat die Begeisterung für die Kriegsinvaliden, der berechtigzte Wunsch ihnen ausgiebig zu helfen, auf verschiedenen Seiten einen Optimis-

<sup>1)</sup> Siehe Heiden Fürsorge für die Kriegsinvaliden und die Hinterbliebenen Gefallener, in diesem Band der Sozialistischen Monatshefte, pag. 295.

mus wachgerufen, der in den wirklichen Tatsachen keine Begründung findet. Gewiß hat die ärztliche Wissenschaft heute für die Behandlung der Kriegsverletzten andere Hilfsmittel als früher. Die deutsche Sozialgesetzgebung, besonders die Unfallversicherung, hat hier gewaltig vorgearbeitet. Trotzdem ist es übertrieben, wenn Professor Biesalski erklärt: »Es gibt kein Krüppeltum, wenn der eiserne Wille vorhanden ist es zu überwinden«<sup>2)</sup>, oder wenn man behauptet, es werde gelingen durch entsprechende Behandlung und Anleitung 95 % der Kriegsverletzten wieder ihrem Beruf zuzuführen. Damit sollen vereinzelte großartige Heilerfolge nicht bestritten werden, wie man sie zum Beweis jener Behauptungen anführt, Fälle, in denen es gelungen ist schwer Verstümmelte, selbst solche, die beide Hände und Füße verloren haben, wieder einer gewerblichen Berufstätigkeit zuzuführen. Ich will nicht leugnen, daß die Krüppelfürsorge in Deutschland, um die sich besonders Professor Biesalski außerordentlich verdient gemacht hat, im allgemeinen sehr günstige Resultate aufweist. Man ist deshalb zweifellos berechtigt auch von der Kriegsinvalidenfürsorge gute Erfolge zu erwarten. Ebenso ist es sicher vom psychologischen Gesichtspunkt zweckmäßig, wenn man in den Kriegsinvaliden von vornherein die Überzeugung zu befestigen sucht, daß sie trotz ihrer körperlichen Defekte für das wirtschaftliche Leben nicht überflüssig und verloren sind. Wer an seiner körperlichen Leistungsfähigkeit verzweifelt, ist überhaupt nicht zum Vorwärtstreben zu bewegen und wird ein Kopfhänger, der sich und anderen zur Last fällt. Trotzalledem aber darf man auch in dieser Beziehung nicht zu weit gehen, darf die realen Verhältnisse nicht aus den Augen verlieren. Auch Überschwenglichkeiten wirken nachteilig, so gut sie gemeint sein mögen.

Die für die Friedenskrüppelfürsorge maßgebenden Verhältnisse lassen sich schon deshalb nicht ohne weiteres auf die Kriegsinvalidenfürsorge übertragen, weil hier bedeutend größere Massen von Verletzten in Frage kommen. Wie groß deren Zahl sein wird, ist heute noch nicht einmal annähernd zu übersehen. Durch diese so viel höhere Zahl wird es schon wesentlich schwieriger als in der sonstigen Krüppelfürsorge Stellungen für die Invaliden zu finden. Häufig genug verlor ja der Krüppel, für den man auf Grund irgendwelcher Verbindungen einen Unterschlupf entdeckte, auch sonst die Stellung wieder, und wo sich der Schleier über solch ein Schicksal gelegentlich einmal lüftet, erblickt man nicht selten Untergang in Not und Elend. Man rechnet nun zwar darauf, daß sich die Verhältnisse für die Kriegsinvaliden günstiger gestalten werden. Das Reich, die Bundesstaaten, Gemeinden und private Arbeitgeber haben sich bereit erklärt Kriegsinvaliden zu beschäftigen. So selbstverständlich das eigentlich ist, so läßt sich doch auf solche Versprechungen nicht allzu fest bauen, vor allem nicht, soweit die Industrie in Frage kommt. Begeisterung und Opferwilligkeit schwinden allmählich. An ihre Stelle tritt später naturgemäß wieder die kühle und nüchterne Berechnung, die sich durch Gefühlsmomente nicht beeinflussen läßt. Und das um so mehr als die deutsche Industrie nach dem Krieg sehr schwer zu kämpfen haben wird, um ihre Position auf dem Weltmarkt, die nach Englands Absichten untergraben werden sollte, wiederzugewinnen. Es ist zu erwarten, daß in dem Konkurrenzkampf, der dann entbrennen dürfte, eine scharfe Auslese stattfinden wird. Die Minderleistungsfähigen und Schwachen werden

<sup>2)</sup> Siehe Biesalski Kriegskrüppelfürsorge /Leipzig 1915/, pag. 4.



ihm zum Opfer fallen; wurde doch auch bisher schon der Industriearbeiter verhältnismäßig sehr früh verbraucht. Es ist ja bekannt, daß er bereits mit dem 40. Lebensjahr als nicht mehr leistungsfähig gilt, und zahlreiche industrielle Betriebe deshalb über 40 Jahre alte Arbeiter gar nicht mehr einstellen. Wie das Alter so führen aber auch Verstümmelungen und sonstige körperliche Defekte eine Verminderung der Leistungsfähigkeit herbei. Je größer der Körperdefekt, desto geringer die Verwendungsfähigkeit des Arbeiters. Hierüber hilft auch die sogenannte Gewöhnung nicht hinweg, die in der Praxis der Unfallentschädigung eine so große Rolle spielt. Sie nützt dem Verletzten in der Regel nur dann, wenn er in dem Betrieb weiter verwendet werden kann, in dem er verunglückte oder aber in einem sehr ähnlichen. Ist das nicht der Fall, so bereitet es ihm die größten Schwierigkeiten eine geeignete Arbeitsstelle zu finden; viele Betriebe stellen Verletzte prinzipiell nicht ein.

Wie vielen Unfallverletzten ein solches Schicksal zuteil wird, zeigt die Untersuchung von Dr. Siegfried Kraus.<sup>3)</sup> An der Hand der ihm von den Sektionen der Hessen-Nassauischen Baugewerksberufsgenossenschaft und der Berufsgenossenschaft der chemischen Industrie zur Verfügung gestellten Unfallakten weist er nach, daß eine große Anzahl Unfallverletzter unter der Einwirkung ihrer durch den Unfall veranlaßten geringern Leistungsfähigkeit aus der sozialen Stellung, die sie bis dahin eingenommen hatten, herausgestoßen und zum Teil völlig deklassiert werden. Kraus behandelte insgesamt 872 Fälle. Für diese 872 Verletzten wurde konstatiert: die Deklassierung für 216 = 24,72 %, der leichte Abstieg für 294 = 33,71 %, die Anpassung für 335 = 38,42 %, der Aufstieg für 27 = 3,10 %.

Mit diesen Feststellungen wird nur bestätigt, was schon längst allen Arbeiterssekretariaten bekannt war. Hoffentlich bleiben die Kriegsinvaliden von dem gleichen Schicksal verschont. Um sie davor zu bewahren, muß bei Zeiten dafür gesorgt werden sie von dem Wohlwollen der Arbeitgeber wie von den Mitleidsgefühlen der übrigen Kreise unabhängig zu machen. Vor allem bedürfen die Schwerverletzten, die nicht regelmäßig oder anhaltend arbeiten können und wegen ihrer geringern Leistungsfähigkeit in größeren Betrieben keine geeignete Verwendung finden, einer solchen Sicherung. Es fehlt nicht an Vorschlägen, wie nach dieser Richtung geholfen werden kann. Besondere Beachtung verdient die Anregung zur Errichtung von Arbeitsgenossenschaften. Es gibt viele Arbeiten, die solchen Arbeitsgenossenschaften von dem Reich, den Bundesstaaten und den Gemeinden überwiesen werden könnten, so daß ein Arbeitsmangel nicht zu befürchten wäre. In den Betrieben dieser Arbeitsgenossenschaften, die selbstverständlich in ihren Einrichtungen allen modernen Anforderungen entsprechen müßten, könnten den Verletzten Apparate zur Erhöhung ihrer Leistungsfähigkeit zur Verfügung gestellt werden, die in einem für normale Arbeiter eingerichteten Betrieb nicht verwendbar sind. Ein anderer Vorschlag empfiehlt die Kriegsinvaliden anzusiedeln und ihnen Rentengüter und Pachtländereien zu günstigen Bedingungen oder seitens des Staates und der Gemeinden Land zum Selbstkostenpreis zu überlassen. Wie die Praxis der Unfall- und Invalidenversicherung beweist, ist die landwirtschaftliche Tätigkeit besonders für Herz-, Lungen- und Nervenleidende vorteilhaft. Zu Maßnahmen dieser oder ähnlicher Art

<sup>3)</sup> Siehe Kraus Über das Berufschicksal Unfallverletzter /Stuttgart 1915, pag. 19.

werden wir jedenfalls nicht nur durch die Dankspflicht gegenüber den Kriegsinvaliden genötigt sein, sondern auch durch volkswirtschaftliche Rücksichten. Durch den Krieg finden ungeheure Verluste an Intelligenz und Geschicklichkeit statt, und es wird sehr langer Zeit, vieler Mühe und Kosten bedürfen, um die hieraus entspringende Beeinträchtigung unserer wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit zu überwinden. Um möglichst bald dahin zu gelangen, gilt es für uns mit den vorhandenen Kräften sorgfältig hauszuhalten und alles zu vermeiden, was zu ihrer Vergeudung führt. Die Kriegsinvalidenfürsorge soll in diesem Sinn wirken. Damit darf es aber nicht genug sein. Eine ähnliche Wirksamkeit ist auch auf anderen Gebieten notwendig, vor allem auf dem der Sozialgesetzgebung.

In den letzten Jahren wurde eine ganze Anzahl sozialpolitischer Anläufe gemacht, die aber nicht zu einem befriedigenden Resultat führten. Recht bitter enttäuscht wurden die Arbeiter in den Hoffnungen, die sie auf die Reichsversicherungsordnung gesetzt hatten. Diese brachte neben sehr geringen Verbesserungen verschiedene recht empfindliche Verschlechterungen und ließ alte, schon lange beklagte Mängel bestehen.

Besonders mangelhaft ist die Fürsorge der Unfallversicherung für die durch Betriebsunfall verletzten Arbeiter. Sie beschränkt sich seit dem Bestehen des Unfallversicherungsgesetzes auf die Gewährung von Heilbehandlung und Rente für den Verletzten, und man ist dabei bestrebt diese Leistungen so bald als möglich wieder fortfallen zu lassen. Liegen Verstümmelungen vor, die durch Prothesen zu ersetzen oder zu verdecken sind, so werden diese geliefert. Um die Glieder wieder gebrauchsfähig zu machen, wird außerdem orthopädische und medikomechanische Behandlung angewandt. Damit ist aber die Fürsorge für den Unfallverletzten erschöpft, und es bleibt ihm überlassen, wie er mit dem ihm verbliebenen Rest der Erwerbsfähigkeit Beschäftigung findet. Ohne Rücksicht darauf, ob ihm das gelingt, wird ihm nach einiger Zeit, wenn man annimmt, daß eine Besserung eingetreten ist, die festgesetzte Rente gekürzt oder schließlich ganz entzogen, mögen seine wirtschaftlichen Verhältnisse durch die Wirkung des Unfalls noch so traurig sein. Da man Unfallverletzte in den gewerblichen Betrieben nicht gern einstellt, gelingt es vielen nicht eine ihnen zusagende oder ihrem Zustand entsprechende Beschäftigung zu erhalten. Bei den vergeblichen Versuchen dazu verlieren sie leicht das Vertrauen zu ihrer Leistungsfähigkeit und Verwendbarkeit und werden zu kraft- und energielosen Neurasthenikern. Ärzte und Berufsgenossenschaften bezeichnen sie als Rentenjäger und suchen die verlorene Energie durch Renten kürzung oder vollständige Entziehung der Unfallentschädigung neu zu wecken. Der Erfolg ist nur zu oft mehr als fragwürdig.

Ähnlich liegen die Verhältnisse für die invaliden oder der Invalidität nahen Arbeiter. Die Invalidenrente wird nur gewährt, wenn sich die Erwerbsfähigkeit des versicherten Arbeiters um mehr als zwei Drittel vermindert hat. Ist er nur zu 60 % erwerbsunfähig, so erhält er nichts. Vergeblich klopfen diese Armen überall um Beschäftigung und Verdienst an, man kann sie nirgends gebrauchen. Gelingt es ihnen nicht in der Heimindustrie Verwendung zu finden, so bleibt ihnen nichts anderes übrig als durch Hausieren und versteckten Bettel ihr Leben zu fristen oder die öffentliche Armen-

fürsorge mit ihren Demütigungen in Anspruch zu nehmen. In der gleichen Lage sind die Invalidenrentner, soweit sie nicht Unterkommen und Lebensunterhalt bei ihrer Familie oder in einem Invalidenheim haben. Alle diese unfallverletzten, halb und ganz invaliden Arbeiter würden mit Freuden einer Beschäftigung nachgehen, die ihnen nur einigermaßen den Unterhalt und die Befriedigung ihrer sonstigen notwendigen Lebensbedürfnisse sicherte. Ihre zwar nicht große, aber immer noch wertvolle Arbeitskraft geht ungenutzt verloren, obwohl sie bei entsprechender Organisation zum Nutzen dieser Hilfsbedürftigen wie der Gesellschaft verwendet werden könnte. Hier sollte und müßte in ähnlicher Weise wie bei den Kriegsinvaliden geholfen werden; es müßte auch den Invaliden des wirtschaftlichen Krieges zur Verfügung stehen, was dort an Ausbildung und sonstigen Vorteilen geboten wird, um die Verletzten zur Wiederaufnahme des alten oder eines neuen Berufs fähig zu machen. Die hierfür erforderliche Organisation wäre nicht allzu schwer zu schaffen, und die von ihr zu leistende Hilfe könnte ohne große Zuschüsse und in einer Form erfolgen, die alles Verletzende und Peinliche von den Invaliden fernhält.

Es gilt aber nicht nur die vorhandenen Arbeitskräfte in ihrem wie im Interesse der Gesamtheit nutzbar zu machen sondern auch ihrer vorzeitigen Vernichtung entgegenzuarbeiten. Nach den ungeheuren Opfern des Krieges gewinnen der gesetzliche Arbeiterschutz und die Unfallverhütung erhöhte Bedeutung. Mit der Beendigung des Krieges ist deshalb mit aller Energie auf die Beachtung der Arbeiterschutzbestimmungen hinzustreben. Es ist insbesondere eine unerläßliche Notwendigkeit die Zahl der Aufsichtsbeamten so zu vermehren, daß eine mindestens einmalige Revision aller aufsichtspflichtigen Betriebe garantiert ist. Bis jetzt haben wir es erst dahin gebracht, daß jährlich 56 % der vorhandenen Betriebe revidiert werden. Dadurch wie durch die laxe Handhabung der gesetzlichen Schutzbestimmungen und durch die geringen Strafen, die für ihre Übertretung erhoben werden, wird das Steigen der Unfallziffer fortgesetzt mitveranlaßt. Auch für 1913 ist ein solches Steigen zu konstatieren. Insgesamt wurden in diesem Jahr 789 373 Betriebsunfälle gegen 742 422 im Jahr vorher zur Anzeige gebracht. Davon waren 139 633 Unfälle entschädigungspflichtig, 10 293 endeten mit dem Tod des Verletzten, 868 hatten dauernde völlige Erwerbsunfähigkeit zur Folge. Die Ursache dieser Unfälle liegt zum großen Teil in dem mangelnden Arbeiterschutz. Hier läßt sich bei gutem Willen sehr vieles bessern. Es muß deshalb die Forderung nach einer intensivern und schärfern Unfallverhütung erhoben werden.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß sich auch auf anderen Gebieten mehr als je vorher die Notwendigkeit geltend machen wird den Arbeiterschutz und die Sozialgesetzgebung stärker auszubauen. Es sind große Lücken vorhanden, die der Ausfüllung harren. Diese Aufgabe erscheint um so dringender, als sich die Nachwirkungen des Krieges und seiner Strapazen auch bei denen zeigen werden, die unverletzt aus dem Feld zurückkehren. Die Zahl der in ihrer Gesundheit Erschütterten wird im Lauf der Jahre gewaltig anwachsen, und die Anforderungen an Reich, Staat, Gemeinde und Versicherungsträger werden um so geringer sein, je mehr eine vorbeugende Fürsorge Leben und Gesundheit der arbeitenden Bevölkerung zu schützen weiß.

XX

# CONRAD SCHMIDT · ZUR METHODE DER THEORETISCHEN NATIONALÖKONOMIE



ER Hochmut, mit dem die auf Beschreibung und genetisch erklärende Darstellung der ökonomischen Erscheinungen gerichtete, um Schmoller als ihren Hauptrepräsentanten gruppierte sogenannte historische Schule ehemals auf die Ansätze theoretischer Analyse bei den nationalökonomischen Klassikern und auf den grandiosen Versuch des Marxschen Kapitals herabsah, hat im Lauf der Jahre bescheidenerer Selbsteinschätzung Platz machen müssen. Jedenfalls wagt sich banaische Verachtung theoretisch-systematischen Denkens jetzt selten mehr mit solcher Selbstsicherheit hervor; man scheint bereit einzuräumen, daß auf ökonomischem Gebiet Probleme existieren, denen mit jenem als exakt gepriesenen deskriptiv-historischen Verfahren allein nicht beizukommen sei. Auch macht sich ein Bedürfnis bemerkbar über die möglichen Methoden ökonomischer Forschung zu größerer Klarheit zu gelangen; wohl im Bewußtsein, daß der zerfahrene Widerstreit der Schulen, der in der Nationalökonomie eine geradezu ihren Wissenschaftscharakter selbst verdächtig machende Rolle spielt, innerhalb gewisser Grenzen wenigstens, wenn über Art und Wesen der in Frage kommenden Methoden eine Einsicht und ein Einvernehmen gewonnen ist, sich werde überwinden lassen. Indessen, die Verwirrung ist auf diesem Weg nicht beseitigt, vielleicht noch mehr gesteigert. Wer es unternimmt sich durch die schon beträchtlich angeschwollene Literatur zur Methodenfrage der Ökonomie durchzuarbeiten, bringt daraus nur ein mageres Häuflein vager Allgemeinheiten mit heim, von denen sich beim besten Willen nicht absehen läßt, was sie der Forschung nützen sollen. Man liest da wohl im Anschluß an Rickerts philosophisch interessante Darlegungen über den methodologischen Wesensunterschied von Gesetzes- und Geschichtswissenschaften allerhand gelehrte, oft mit tief sinnig scheinenden Terminologien aufgeputzte Exkurse. Aber über die näher bestimmte und eigentlich entscheidende Frage, um derentwillen solche Untersuchungen sich einzig lohnen würden, über die Frage nämlich: ob und inwiefern neben der deskriptiven und historisch-genetischen Darstellung, die der moderne Wirtschaftsprozeß ebenso wie die Wirtschaft aller früheren Epochen verlangt, für das Verständnis dieses modernen Prozesses außerdem noch eine im Prinzip hiervon verschiedene, eine begriffsmäßig systematische, im eigentlichen Sinn theoretische Bearbeitung erfordert werde, gehen jene Arbeiten mit Stillschweigen hinweg. Daß die auch sonst in den meisten Sozialwissenschaften zur Anwendung gelangende Methode typisch charakterisierender Beschreibung und historischer Erklärung ebenfalls für das Studium der Ökonomie unentbehrlich sei, bedarf kaum noch ausdrücklicher Hervorhebung. Reflexionen, die sich auf dies Moment beschränken, führen aber eben darum nur bis zur Schwelle jenes eigentlich zentralen Problems, das den Hauptgegenstand methodologischer Untersuchung zu bilden hätte, und das sachgemäß nur in Anknüpfung, selbstverständlich in kritischer Anknüpfung, an die bisher erreichte höchste Höhe ökonomischer Theoretik, also in kritischer Anknüpfung an das Marxsche System vorgenommen werden kann.

Freilich, das Fundament des Marxschen Baus, das sogenannte Wertge-

setz, also die These, daß in einer warenproduzierenden Gesellschaft nicht etwa nur (was zweifellos gewiß und fruchtbar ist) die für den Austausch produzierten Waren hinsichtlich des Gesamtaufwands von Arbeit, den ihre respektive Produktion jeweils in dem Prozeß erheischt, als kommensurabel betrachtet werden können, sondern daß in einer solchen Gesellschaft eine notwendige Tendenz bestehe die so kommensurabeln Waren just in den Austauschproportionen auszutauschen, in denen sie einen gleich großen Arbeitsaufwand verkörpern, läßt sich nicht aufrechterhalten. Nicht bloß, daß jeder ernsthafte Beweisversuch für diese angebliche Notwendigkeit fehlt, in seiner Analyse des modernen kapitalistischen Wirtschaftsprozesses stößt Marx selbst dann auf Gesetze (so das Gesetz der Durchschnittsprofirate), die, statt die Geltung jenes Wertgesetzes für den modernen Prozeß zu bestätigen, ihm vielmehr strikt zuwiderlaufen. Alle Bemühungen den hier offen aufklaffenden Widerspruch wegzudisputieren sind schlechterdings vergeblich. Und jene Frage, ob und in welcher Weise eine theoretisch grundlegende Analyse der modernen Volkswirtschaft möglich sei, spitzt sich demzufolge auf die Frage zu: ob, wenn Marx mit seiner Formel des Wertgesetzes danebengriff, nicht Wege aufzufinden sind, die ohne dieses Zwischenglied und unter Ausschaltung der in ihm angelegten Widersprüche zum Ziel führen: Handhaben, um von einem obersten Gesichtspunkt aus, der aller Anfechtung enthoben ist, zu einer systematisch durchgeführten Klarlegung des spezifischen Artcharakters dieses Prozesses und seiner spezifischen Gesetze zu gelangen. Wenn der Marxsche Versuch, weil mit dem Wertgesetz belastet, auch nicht direkt die Bahn uns weisen kann, so gibt er doch in jeder Hinsicht eine Fülle fruchtbarster Anregungen und Winke hierfür.

Jener oberste Gesichtspunkt der Betrachtung, von dem jede systematische nähere Bestimmung des modernen Wirtschaftsprozesses und seiner Gesetze auszugehen hat, und der Marx selbst im Grunde unabhängig von dem Wertgesetz vorschwebt, ist offenbar darin gegeben: daß dieser moderne Prozeß, welches immer sein näher zu bestimmender spezifischer Artcharakter und die diesem inhärierenden spezifischen Gesetze seien, jedenfalls zugleich Prozeß ist, in dem die gesamte Produktion als Produktion von Gütern für den Austausch, das heißt als *Waren*produktion erfolgt. Jeder methodisch zu unternehmende Versuch den spezifischen Artcharakter und die spezifischen Gesetze des modernen Prozesses zu bestimmen, das folgt daraus und folgert gleichfalls Marx daraus, hat demnach zunächst die Frage aufzuwerfen: welcherlei Bestimmungen für diesen näher zu bestimmenden Prozeß sich bereits aus dieser seiner ersten allerallgemeinsten Bestimmung mit nachweisbar evidenter Notwendigkeit ergeben? Die Bedeutung dieser Fragestellung, die in gewissem Sinn auch das Marxsche Kapital einleitet, bleibt dadurch völlig unberührt, daß Marx, statt nun in ihrer Konsequenz von Anbeginn den sichern Weg schrittweise fortgehender Analyse einzuschlagen, mit einem offenbaren Sprung und bloßen Scheinbeweis dann gleich jene These seines Wertgesetzes, der Warenaustausch müsse (mindestens tendenziell) ein Austausch arbeitsgleicher Waren sein, einführt und dieses unbeweisbare Postulat als gemeinsamen Obersatz für alle seine weiteren Deduktionen verwendet. Selbstverständlich kann erst die zu Ende durchgeführte, an der Hand unzweifelhafter und nachweislich notwendiger Bestimmungen vorgenommene Analyse auf Grund der so gewonnenen Einsicht

in den modernen Wirtschaftsprozeß darüber definitive Auskunft geben, ob und inwiefern die Konkurrenz hier auf ein solches Arbeitsäquivalenzverhältnis tendenziell hinwirkt, oder vielleicht ein solches tendenziell notwendig ausschließt. Das Marxsche Wertgesetz charakterisiert sich (mit wie genialem Scharfsinn es Marx auch verwendet), von diesem Standpunkt aus gesehen, als eine dem Geist streng analytischer Methode von vornherein zuwiderlaufende Antizipation, die selbst im Fall, daß eine solche Annahme in dem Verlauf der Untersuchung sich für den modernen Prozeß bestätigen sollte, überflüssig wäre, da ja dann die weitere Analyse ohnehin von sich aus auch ohne solche Antizipation zur Einsicht in die Geltung eines derartigen Gesetzes für den modernen Wirtschaftsprozeß führen müßte.

Die wirklich grundlegenden Bestimmungen, die sich für den modernen Prozeß aus jener seiner allerallgemeinsten Bestimmung ergeben, daß in ihm, welches immer sein näher bestimmter Artcharakter sei, die Produktion durchgängig allgemein als Warenproduktion erscheint, dürfte man in folgendem zu suchen haben: Er muß ein solcher Prozeß, wie immer näher bestimmt, sein, in dem die Eigentümer der Produktionsbetriebe von vornherein notwendig die in ihren Produktionsbetrieben als ihr Eigentum erzeugten Waren im gesellschaftlichen Austauschverkehr mit Eigentümern von Exemplaren anderer Warenart nicht etwa bloß veräußern, sondern selbstverständlich immer für sich nutzbringend veräußern wollen; demnach also ein Wirtschaftsprozeß sein, in dem dieser ihnen allen gemeinsame Zweckwille (ohne dessen tendenzielle Realisierung sie ihre Funktion als Eigentümer Waren produzierender Produktionsbetriebe in dem Prozeß überhaupt nicht ausüben könnten, ohne dessen Realisierung der Prozeß selber also auf die Dauer unmöglich wäre) im Durchschnitt der Regel und Tendenz nach realisiert wird, also ein Prozeß, in dem die Produktion der Waren sich als Produktion der Regel und Tendenz nach nutzbringend im Austauschverkehr veräußerlicher Waren vollzieht. Wozu als fernere, in gleicher Weise evidente Bestimmung die Bestimmung hinzutritt, daß dieser Prozeß, in dem die Produktion durchgängig und allgemein, die landwirtschaftliche, die bergbauliche, die industrielle, als Warenproduktion erfolgt, wie immer näher bestimmt und welches die in ihm jeweils erreichte Stufe der Produktionstechnik sei, notwendig ein Prozeß sein muß, in dem die Produktionsbetriebe ein im Rahmen jener drei umfassenden Produktionszweige branchenmäßig weiter gegliedertes System von Produktionsbetrieben bilden, in deren jedem die Waren (bestimmter Art) produzierende menschliche Arbeit in anderen Produktionsbetrieben erzeugte Waren (bestimmter Art) als Produktionsmittel (Arbeitsmittel im engeren Sinn, wie Werkzeuge, Geräte, Maschinerie, ferner Rohstoffe, denen auch die Halbfabrikate zuzurechnen wären, und Hilfsstoffe) zum Produzieren braucht und verbraucht.

Zunächst würde sich dann im Hinblick auf jene erste abgeleitete Bestimmung weiter ergeben, daß der Prozeß unmöglich ein Prozeß sein kann, in dem die Produktion sich als Produktion der Regel und Tendenz nach nutzbringend veräußerlicher Waren vollzieht, wenn die respektiven Warenproduzenten (wie die Eigentümer der Produktionsbetriebe der Kürze halber hier genannt seien) die Bestimmung der Warenart, gegen deren Exemplare sie die von ihnen erzeugten Waren als Gegengabe für sich nutzbringend veräußern

wollten, ihrer jeweiligen Bedarfswahl vorbehielten. Natürlich! Denn es besteht nicht die mindeste Garantie, daß etwa ein Produzent der Warenart A, der jeweils nach Warenart B Bedarf hat, nun auch jeweils Produzenten der Warenart B finde, die ihrerseits gleichzeitig Bedarf nach A haben und darum bereit wären ihre Waren gegen Exemplare von A zu veräußern. Es würden also unter dieser Annahme alle Vorbedingungen für das Zustandekommen regelmäßiger Austauschakte, damit aber natürlich auch die Vorbedingungen für die Möglichkeit einer entwickelten Warenproduktion selbst in Wegfall kommen. Wenn alle Warenproduzenten, die ja ihre Waren samt und sonders nutzbringend veräußern wollen, samt und sonders sie unmittelbar, nach ihrer jeweiligen Bedarfswahl, gegen Exemplare jeweils von ihnen in concreto bedurfter Warenart als Gegengabe für sich nutzbringend veräußern wollten, könnten Exemplare *k e i n e r* Warenart die Veräußerlichkeit oder (was nur ein anderer Ausdruck dafür ist) den *T a u s c h w e r t* von Waren haben, die im gesellschaftlichen Austauschverkehr nach jeweils in ihm bestimmten Austauschproportionen jederzeit nach Bedarfswahl gegen Exemplare jeder beliebigen andern Art veräußerlich sind. Soll also nutzbringende Veräußerung der produzierten Waren und damit der Prozeß selber überhaupt möglich sein, so ist, da nicht alle Waren samt und sonders einen solchen Tauschwert haben können, der den respektiven Eigentümern Aneignung nach Bedarfswahl im Austauschverkehr gestattet, die unumgängliche Voraussetzung, daß die Produktion aller Waren, die nicht nach Bedarfswahl veräußerlich sind, als Produktion von Waren erfolgt, die gegen Exemplare einer im Gegensatz zu ihnen einen solchen Tauschwert im gesellschaftlichen Austauschverkehr besitzenden Warenart für die respektiven Produzenten nutzbringend veräußerlich sind. Nur so können diese Produzenten, zwar nicht direkt mit ihren Waren, wohl aber mit dem Erlös für sie, nach Bedarfswahl für sich Waren aneignen. Und der Prozeß kann eine solche Form von vornherein nur haben, sofern er, in seiner entwickelten Gestalt, von vornherein die Form eines Prozesses hat, in dem aus der unabsehbaren Reihe der erzeugten Waren die Exemplare (respektive Einheiten) *e i n e r* Warenart als Waren fixiert sind, gegen die die Produzenten jeder andern Warenart jederzeit übereinstimmend und ausschließend, also unter prinzipiellem Verzicht auf unmittelbare Bedarfswahl, die von ihnen erzeugten Waren für sich nutzbringend veräußern wollen.

Besitzt er diese Form, so haben damit die (staatlich abgestempelten) Einheiten dieser einen Warenart, der *G e l d w a r e* (die dann auch durch auf sie aufgestellte staatlich sanktionierte Zeichen wie Scheidemünze und Papiergeld, ferner auch durch sogenanntes Kreditgeld in weitem Umfang vertretbar ist), in dem Austauschverkehr, in dem Waren jeder andern Warenart jederzeit übereinstimmend und ausschließlich von ihren respektiven Produzenten, mit der Absicht nutzbringender Veräußerung, gegen Geld als Gegengabe angeboten werden, den Tauschwert von Waren, mit denen nach in diesem Austauschverkehr jeweils bestimmten Austauschproportionen jederzeit Exemplare jeder beliebigen andern Warenart aneignbar sind, also den Tauschwert jederzeit von ihren respektiven Eigentümern nach Bedarfswahl nutzbringend veräußerlicher Waren. Die Produktion aller anderen mit der Absicht nutzbringender Veräußerung gegen diese *e i n e*, die Geldware, produzierten Waren aber

vollzieht sich dann als Produktion von Waren, die, nach in diesem gesellschaftlichen Austauschverkehr der so Anbietenden und Nachfragenden jeweils bestimmten Austauschsätzen, das heißt mit im Marktverkehr jeweils bestimmten Geldquanten (Preisen) als Gegengabe nach Bedarfswahl nachgefragt, zu diesen Preisen gegen Geld an jeweils nach Bedarfswahl nachfragende veräußerlich sind. Als Produktion von Waren, die, weil von vornherein ausschließend gegen Geld veräußerlich, in dieser ihrer Veräußerlichkeit, das heißt ihrem Tauschwert, jederzeit nur quantitativ (durch die Preise, zu denen sie jeweils gegen Geld im Marktverkehr veräußerlich) von einander unterschieden sind. Wobei dann durch die jeweils im Marktverkehr bestimmten Preise zugleich die Proportionen bestimmt sind, in denen Exemplare verschiedener Warenart bei diesen ihren gegebenen Marktpreisen gleich großen Gelderlös erzielen, damit also die Proportionen bestimmt sind, in denen mit dem Gelderlös aus Exemplaren einer Warenart Exemplare jeder andern im gesellschaftlichen Austauschverkehr aneigenbar sind.

Weiter aber, indem der moderne Prozeß als Prozeß, in dem sich die Produktion als Warenproduktion vollzieht, diese Form haben muß, muß er, (das folgt aus jener zweiten oben aufgewiesenen Grundbestimmung), bevor noch irgend Näheres über seinen spezifischen Artcharakter bestimmt ist, im Rahmen dieser Form zugleich Prozeß sein, in dem die Eigentümer der Produktionsbetriebe zur Produktion der in diesen zu erzeugenden Waren, welcher Art immer, Geldsummen zu verausgaben und stets von neuem zu verausgaben gezwungen sind, also Prozeß, in dem die zu jeweils im Marktverkehr bestimmten Preisen veräußerlichen Waren, die ihre respektiven Produzenten gegen Geld für sich nutzbringend veräußern wollen, ihnen selber Geldbeträge kosten. Da nämlich die in den Produktionsbetrieben Waren produzierende menschliche Arbeit, welches immer der näher bestimmte spezifische Artcharakter des Prozesses und die in ihm jeweils erreichte Durchschnittsstufe der Produktionstechnik sei, wie wir sahen, stets eine in anderen Produktionsbetrieben erzeugte Waren als Produktionsmittel beim Produzieren ge- und verbrauchende Arbeit ist, impliziert dieser Umstand im Rahmen der bisher entwickelten Formbestimmtheit des Prozesses für die Eigentümer der Produktionsbetriebe selbstverständlich durchgängig und allgemein die Notwendigkeit die nach den jeweils branchenüblichen Produktionsmethoden zur Produktion der zu erzeugenden Waren erheischten Produktionsmittelwaren für ihren Betrieb zu kaufen und nach Verbrauch von neuem zu kaufen, Geldsummen zu diesem von der Ausübung ihrer wirtschaftlichen Funktion schlechthin unabtrennbaren Zweck zu verausgaben. Welches nun immer der spezifische Artcharakter des Prozesses sei, und welche grundlegenden Bestimmungen sich aus seiner Analyse hinsichtlich der Geldbeträge ergeben mögen, die die Eigentümer von Produktionsbetrieben hier zur Erzeugung der in ihren Produktionsbetrieben zu produzierenden Waren verausgaben müssen, und damit hinsichtlich der Geldbeträge, die die in den Produktionsbetrieben dieses Prozesses nach den jeweils branchenüblichen Produktionsmethoden in technisch normaler Weise (das heißt mit nicht mehr als dem jeweils durchschnittlich notwendigen Verbrauch von Produktionsmittelwaren und dem jeweils durchschnittlich notwendigen Arbeitsaufwand pro Stück) produzierten Waren den respektiven Eigentümern der Produktionsbetriebe jeweils kosten: jedenfalls muß dieser



näher zu bestimmende Prozeß also Prozeß sein, in dem der Wille der Eigentümer von Produktionsbetrieben die im eigenen Betrieb erzeugten Waren für sich nutzbringend zu veräußern den Willen einschließt: sie gegen einen größeren Geldbetrag, als den, den sie ihnen selber kosten, das heißt sie mit **Geldgewinn** zu veräußern, und in dem die Produktion der Waren, vor allem natürlich die der technisch normal produzierten, sich der Regel und Tendenz nach als Produktion zu den jeweils im Marktverkehr bestimmten Preisen gewinnbringend veräußerlicher Waren vollzieht.

Damit sind, scheint mir, die von vornherein aus dem Wesen des modernen Wirtschaftsprozesses als eines Prozesses, in dem die Produktion den Charakter der Warenproduktion trägt, notwendig resultierenden Grundbestimmungen, die jeder systematisch unternommene Versuch seinen spezifischen Artcharakter näher zu bestimmen immer schon voraussetzen muß, entwickelt, und so der Weg zu der grundlegenden Bestimmung dieses Artcharakters und der ihm tendenziell notwendig inhärierenden Gesetze freigelegt. Das den spezifischen Artcharakter des modernen Wirtschaftsprozesses grundlegend charakterisierende Moment liegt darin, daß die in den Produktionsbetrieben dieses Prozesses (unter Ge- und Verbrauch in andere Produktionsbetrieben erzeugter Produktionsmittelwaren) Waren produzierende Arbeit (Handarbeit) nicht, wie bei handwerksmäßiger Warenproduktion, Arbeit der (nur eventuell durch Gesellen und Lehrling ergänzten) Eigentümer der Produktionsbetriebe selber ist, sondern Arbeit einer Vielheit vom Eigentümer des Produktionsbetriebs im Taglohn (zu so und so hohem Geldbetrag für so und so viele Arbeitsstunden pro Tag) gemieteter Lohnarbeiter, die dieser unter seiner Oberleitung und Kontrolle (respektive der angestellten Direktoren) in kooperativ arbeitsteiligem Zusammenwirken produzieren läßt. So ist dieser Prozeß also Prozeß, in dem die Eigentümer der Produktionsbetriebe oder Unternehmer zur Produktion der in ihren Produktionsbetrieben nach den jeweils branchenüblichen Produktionsmethoden zu erzeugenden Waren nicht nur Geldbeträge im Ankauf der hierzu erheischten Produktionsmittelwaren, sondern außerdem durchgängig und allgemein Geldsummen zur Löhnung der in ihrem Produktionsbetrieb beschäftigten Arbeiterzahl in periodisch regelmäßiger Wiederkehr notwendigerweise zu verausgaben haben; mithin Prozeß, in dem die in einer Produktionsperiode des Betriebs technisch normal produzierten Waren, die der Unternehmer für sich nutzbringend veräußern will, ihm, aufs Stück verrechnet, außer dem Geldbetrag, den die bei technisch normaler Produktion pro Stück verbrauchten Produktionsmittelwaren (respektive ihr partieller Verschleiß) pro Stück kosten, stets noch den Geldbetrag einschließen, den ihn die Löhne der von ihm gemieteten Lohnarbeiter, verrechnet auf den in seinem Produktionsbetrieb normaliter notwendigen Arbeitsaufwand pro Stück, kosten.

Sieht man von der Frage, ob die Unternehmer zur Ausübung ihrer Funktion in dem modernen Prozeß außer zu diesen beiden Zwecken nicht noch vielleicht zu anderen Zwecken Geldsummen in periodischer Wiederkehr verausgaben müssen, vorerst einmal ab und macht zunächst (natürlich mit dem Vorbehalt späterer Korrektur) die vereinfachende Unterstellung: daß erstens die zur Ausübung der Unternehmerfunktion notwendigen Geldausgaben sich restlos auf jene beiden Grundkosten reduzieren, und daß zweitens der jeweilige durchschnittliche Geldbetrag des Taglohns (auf den auch der Akkord-

lohn reduzierbar) für die Lohnarbeiter verschiedener Arbeitsart bei mittlerer Durchschnittsqualität der Leistung durchschnittlich gleiche Größe habe und ebenso die Länge des Arbeitstags in den verschiedenen Branchen gleich sei, damit also auch der durch die Division des durchschnittlichen Taglohns mit der durchschnittlichen Arbeitsstundenzahl des Arbeitstags sich ergebende durchschnittliche Lohnsatz oder Stundenlohn, nach dem die Unternehmer die Arbeitsleistung ihrer Lohnarbeiter zu zahlen haben, durchschnittlich für alle Branchen gleich sei, so ergibt sich für diesen Prozeß die nähere Bestimmung: daß, welches immer die Preise der von den Lohnarbeitern in den Produktionsbetrieben erzeugten Waren, welches jeweils der Geldbetrag des Durchschnittstaglohns und der durchschnittliche Lohnsatz sei, dann der Geldbetrag, den die von Arbeitern in technisch normalen Betrieben produzierten Waren den respektiven Unternehmern kosten, oder kurz der Kostpreis der so produzierten Waren, einen Geldbetrag darstellt, gleich dem aufs Stück verrechneten Kostpreis der durchschnittlich pro Stück verbrauchten Produktionsmittelwaren plus der Lohnsumme für die von den Lohnarbeitern des Betriebs pro Stück durchschnittlich aufgewandte, vom Unternehmer nach dem Durchschnittslohnsatz zu bezahlende Arbeitszeit. Eine Geldsumme, deren zweiter Teil, bei unserer Voraussetzung durchschnittlich gleichen Lohnsatzes, dann natürlich als das Multiplum des Geldbetrags dieses gleichen Stundenlohns und der von den Lohnarbeitern des Betriebs bei technisch normaler Produktion pro Stück der zu produzierenden Warenart durchschnittlich aufgewandten Arbeitsstundenzahl bestimmt ist. Ein Satz, aus dem nach dem früher deduzierten Satz, daß die in dem modernen Prozeß technisch normal erzeugten Waren, welche Bestimmungen sich immer aus seinem spezifischen Artcharakter hinsichtlich des Kostpreises der Waren ergeben mögen, zu den jeweils im Marktverkehr bestimmten Preisen der Regel nach mit Geldgewinn veräußerlich sein müssen, dann weiter folgt: daß, welches immer die Preise, der Durchschnittstaglohn und der Durchschnittslohnsatz, sei, die im Marktverkehr bestimmten Warenpreise der Regel und Tendenz nach größer sein müssen als der so, in dieser spezifischen Art und Weise näher bestimmte Kostpreis der im Prozeß technisch normal produzierten Waren. Das ist eine Bestimmung, die zugleich die andere einschließt: daß, welches immer die Warenpreise und der Durchschnittslohnsatz, der im **W a r e n p r e i s** zum Kostenpreis der verbrauchten Produktionsmittelwaren **h i n z u k o m m e n d e** Geldbetrag, um einen Stückgewinn zu ermöglichen, stets größer sein muß als der Geldbetrag des Lohnaufwands pro Stück, der seinerseits durch die Multiplikation des durchschnittlichen Stundenlohns mit der bei technisch normaler Produktion von den Lohnarbeitern des Betriebs pro Stück aufgewandten Arbeitsstundenzahl bestimmt ist. Aus der notwendigen Bestimmung jeden Prozesses mit entwickelter Warenproduktion, daß die in ihm nach den branchenüblichen Produktionsmethoden technisch normal erzeugten Waren der Regel nach mit Geldgewinn veräußerlich sein müssen, folgt also für den modernen Prozeß, in dem die Waren produzierende Arbeit Lohnarbeit ist, daß, mindestens unter den von uns hier gemachten vereinfachenden Voraussetzungen, die Unternehmer beim Verkauf der von ihren Arbeitern erzeugten Waren nur Geld gewinnen können, wenn sie in dem zum **Kostpreis** der pro Stück verbrauchten Produktionsmittelwaren **z u s ä t z l i c h e n** Geldbetrag des Stückpreises einen Geldbetrag erhalten, der, auf die im Stück aufgewandte Arbeitsstundenzahl verrechnet, **p r o A r b e i t s -**

stunde einen größeren Geldbetrag repräsentiert, als den, den die Unternehmer selbst im Stundenlohn an ihre Arbeiter pro Arbeitsstunde gezahlt haben. Und aus diesem implizite notwendigen Grundverhältnis ergibt sich, wenn man von der Betrachtung des in technisch normalen Produktionsbetrieben einer Branche zur Erzeugung von Waren bestimmter Art erheischten Aufwands von Lohnarbeit zum Begriff des in dem branchenmäßig gegliederten Gesamtprozeß zur Produktion von Waren dieser Art insgesamt notwendigen Aufwands von Lohnarbeit (Marx' gesellschaftlich notwendige Arbeitszeit) fortschreitet, also zu der in den Betrieben jener Branche durchschnittlich pro Stück verausgabten Lohnarbeit den Aufwand von Lohnarbeit hinzugerechnet denkt, der in anderen Betrieben des Prozesses insgesamt zur Erzeugung der erforderlichen Produktionsmittel, aufs Stück verrechnet, bei dem gegebenen Stand der Technik jeweils erheischt war, hieraus weiter durch ein einfaches Rechnungsverfahren: daß, welches immer die gegebenen Warenpreise, der durchschnittliche Taglohn und Lohnsatz sein mögen, das Verhältnis der Warenpreise zum Lohnsatz, nach dem die warenproduzierende Arbeit bezahlt wird, um überhaupt Gewinn zu ermöglichen, dem Gesetz unterworfen sein muß, daß die Preise aller Waren, welches immer der zu ihrer technisch normalen Produktion im Gesamtprozeß notwendige Aufwand von Lohnarbeit (an Arbeitsstunden gemessen) sei, einen Geldbetrag darstellen, der stets größer ist als der Geldbetrag, den dieser Aufwand von Lohnarbeit, nach dem Durchschnittslohnsatz bezahlt, kosten würde. Woraus unmittelbar und völlig unabhängig von der Voraussetzung des Marxschen Wertgesetzes sich die von Marx aus seinem Wertgesetz für die kapitalistische Volkswirtschaft deduzierte Konsequenz ergibt, daß, welches immer die Preise und der durch den durchschnittlichen Taglohn und die durchschnittliche Stundenzahl des Arbeitstags bestimmte Durchschnittslohnsatz sei, der Arbeiter mit dem Geldbetrag seines Taglohns für seine tägliche Arbeitsleistung von  $x$  Stunden nie einen Betrag von Waren, der ein ungeschmälertes Arbeitsäquivalent dieser  $x$  Arbeitsstunden darstellt, kaufen kann sondern immer nur einen Warenbetrag, zu dessen Produktion weniger als  $x$  Arbeitsstunden, nur ein Bruchteil der vom Arbeiter selbst pro Tag geleisteten Arbeit erheischt war; daß also der Lohnarbeiter, wenn anders die von ihm produzierten Waren für den Unternehmer gewinnbringend veräußerlich sein sollen, immer *Mehrarbeit*, das heißt tagtäglich einen größeren Arbeitsaufwand leisten muß als den, den der ihm vermittelt seines Geldlohns pro Tag zugewiesene Betrag von Konsumwaren repräsentiert.

Die weitere Frage aber, ob, wenn unabhängig von der Hypothese des Wertgesetzes, in dem modernen Prozeß ein solches tendenzielles Gesetz als ein unabtrennbar notwendiges Moment besteht, nicht doch am Ende die Preise der in diesem Prozeß produzierten Waren tendenziell der Norm des Marxschen Wertgesetzes unterworfen sein mögen, erledigt sich dann grundlegend durch die Entscheidung der Vorfrage, ob das Gewinnstreben der Unternehmer bei Unterstellung völlig freier Konkurrenz dahin tendiert: den von den kapitalistischen Unternehmern aus dem Verkauf der in ihren Betrieben durch ihre Arbeiter jährlich erzeugten Warenmengen zu erzielenden Gewinn in ein Proportionalitätsverhältnis zu der Lohnsumme zu setzen, die sie für die jährliche Arbeitsleistung der von ihnen beschäftigten Arbeiter nach dem

durchschnittlichen (von uns als gleich unterstellten) Lohnsatz zu zahlen hatten. Gesetzt eine solche Tendenz bestünde, so würde sich nach einem sichern Schlußverfahren daraus weiter folgern lassen, daß in diesem Prozeß, in dem ja die Preise der Waren immer größer als der respektive Kostpreis der zu ihrer Produktion insgesamt aufgewandten Lohnarbeitsmengen sind, die Warenpreise diesen Geldbetrag in den verschiedenen Branchen um einen tendenziell gleichen Prozentsatz überschreiten, und daß folglich, da diese Kostpreise der aufgewandten Arbeitsmengen (bei unserer Unterstellung gleichen Lohnsatzes) sich direkt wie die zur Produktion der Waren gesellschaftlich notwendigen Arbeitsmengen verhalten, auch die Warenpreise selber den respektiven in den Waren enthaltenen Arbeitsmengen proportional sind. Das wäre, wenn auch noch immer kein definitiver Beweis, so jedenfalls ein sehr bedeutsames für die Geltung des Marx'schen Wertgesetzes in diesem Prozeß sprechendes Moment. In Wahrheit aber zeigt sich, daß das Gewinnstreben der Unternehmer und damit das Zu- und Abströmen von Kapital in den verschiedenen Branchen natürlich keineswegs auf die Herstellung eines Proportionalitätsverhältnisses zwischen Jahresgewinn und jährlich vom Unternehmer verausgabter Lohnsumme in den verschiedenen Branchen hinwirkt, sondern vielmehr tendenziell notwendigerweise auf die Herstellung eines Proportionalitätsverhältnisses der Jahresgewinne zum angewandten Kapital in den verschiedenen Branchen hinwirkt, das heißt darauf, daß gleich große Kapitale, in welcher Branche angelegt und völlig unabhängig davon, ob sie auf Grund der in diesen Branchen üblichen Produktionstechnik mehr oder weniger Arbeiter im Jahresdurchschnitt beschäftigen, also unabhängig von der Differenz ihrer jährlich zu verausgebenden Lohnsummen, im Durchschnitt annähernd gleichen Jahresgewinn erzielen. Man sieht daraus, daß dieser Prozeß, in dem die Warenpreise größer als der Kostpreis der zu ihrer Produktion im Gesamtprozeß aufgewandten Lohnarbeit sein müssen, nach dem diesem Prozeß tendenziell inhärenten Konkurrenzgesetz ein Prozeß ist, in dem die Warenpreise sich nicht wie die zur Produktion der Waren aufgewandten Arbeitsmengen verhalten, und in dem aus diesem Grund die Warenpreise von vornherein unmöglich der Norm des Wertgesetzes entsprechen können.

Selbstverständlich können dann aber, wenn der möglichen Höhe der Durchschnittsprofitrate in diesem Prozeß gewisse Obergrenzen gesetzt sind, diese Obergrenzen gleichfalls nicht aus dem Wertgesetz, das ja für den Prozeß nicht gilt, deduziert werden. Der Hinweis auf das notwendige Bestehen einer solchen immanenten Schranke ergibt sich vielmehr ganz einfach auf Grund der bisher entwickelten Bestimmungen aus dem bekannten tendenziellen Gesetz, daß, welches immer die Warenpreise, der durchschnittliche Taglohn, die durchschnittliche tägliche Arbeitszeit und der als Quotient dieser beiden bestimmte durchschnittliche Lohnsatz der Arbeit sei, der Geldbetrag des Taglohns in irgendwelchem Grad zum Ankauf der für den Arbeiter und seine Familie täglich notwendigen Unterhaltungsmittelwaren hinreichen muß, da ohne das die Erhaltung und Fortpflanzung der Lohnarbeiterklasse auf dem jeweils gegebenen Niveau unmöglich wäre. Welches nun immer jeweils der zur Produktion dieses täglich notwendigen Unterhaltsquantums im Gesamtprozeß erheischte durchschnittliche Arbeitsaufwand sei, wie viele Arbeitsstunden sich darin verkörpern mögen, immer

muß dann der Lohnarbeiter, da er, wie wir sahen, mit seinem Taglohn nie ein unverkürztes Arbeitsäquivalent seiner eigenen täglichen Arbeitsleistung in Warenform kaufen kann, pro Tag eine größere Arbeitsstundenzahl arbeiten als zur Herstellung dieses ihm zufallenden Unterhaltsmittelquantums erheischt ist. Andererseits liegt es aber auf der Hand, daß des Arbeiters tägliche Arbeitszeit über die zur Herstellung jenes täglich notwendigen Unterhaltswarenquantums erheischte Arbeitsstundenzahl immer nur im *begrenzten* Maß erhöhbar ist. Da nun, von gewissen Komplikationen abgesehen, der durchschnittliche Überschuß der Warenpreise über den Kostpreis der zu ihrer Produktion insgesamt aufgewandten Lohnarbeit mit der respektiven Größe der Durchschnittsprofitrate variieren, bei höherer Durchschnittsprofitrate im allgemeinen höher, bei niedrigerer niedriger sein muß, bildet jene notwendige Bestimmung, daß der Arbeiter, der mit dem Taglohn die notwendigen Unterhaltsmittel zu den gegebenen Marktpreisen muß kaufen können, nur eine das in deren Produktion aufgewandte Arbeitsquantum in begrenzter Weise überschreitende tägliche Arbeitsleistung leisten kann, ein im Hintergrund stehendes Moment, das, von anderen abgesehen, den Tendenzen zu schrankenloser Erhöhung der Durchschnittsprofitrate, die eine schrankenlose Erhöhung der Warenpreise, also auch der Konsumwarenpreise, über den Kostpreis des zur Produktion dieser Waren erheischten Arbeitsaufwands zur Folge haben müßte, immanent notwendige Grenzen setzt.

Weiter aber würde sich zeigen, daß die so über das Verhältnis von Warenpreis und Lohnsatz, von Arbeitsleistung und Arbeitsentgelt der Lohnarbeiter sowie hinsichtlich der immanenten Schranke der Durchschnittsprofitrate gefundenen grundlegenden Bestimmungen auch dann, wenn man die hier zur Vereinfachung der Untersuchung zunächst ausgeschalteten Momente des Prozesses (also die Notwendigkeit auch anderer Unternehmerrgelausgaben, zum Beispiel für Grundrente, für Bureauarbeit, Transportkosten usw., ferner die Abweichungen vom Durchschnittslohn, endlich die teilweise Verdrängung freier Konkurrenz durch die Kartelle) in Betracht zieht, im wesentlichen, mit relativ geringfügigen Modifikationen, bestehen bleiben, also in der Tat auch für den wirklichen Prozeß grundlegende Bedeutung haben.

Diese kurzen Hindeutungen, die ich im Anschluß an einen vor Jahren in dieser Zeitschrift veröffentlichten Artikel<sup>1)</sup> bald durch eine das dort im Ansatz Entwickelte um- und fortbildende Darstellung ergänzen zu können hoffe, wollten dem Zweck dienen das in Marxschen, für theoretisches Denken interessierten Kreisen noch immer festwurzelnde Vorurteil, daß trotz aller Widersprüche, die sich daraus ergeben, ein systematisch-methodisches Begreifen des modernen kapitalistischen Wirtschaftsprozesses nur auf Grundlage des Marxschen Wertgesetzes zu finden sei, wenn möglich zu erschüttern, wollten zeigen, daß man den verborgenen gesetzmäßigen Relationen dieses Prozesses auf einem andern Weg, der jenen mit dem Wertgesetz verbundenen Widersprüchen ausweicht, auf die Spur kommen könne; und gleichzeitig die Richtung skizzieren, in der Untersuchungen über die Methode der Nationalökonomie, wenn sie nicht im ganz Unbestimmten steckenbleiben sollen, ihre Aufgabe zu suchen haben würden. Eine theoretische Nationalökonomie,

<sup>1)</sup> Siehe meinen Grundriß zu einem System der theoretischen Nationalökonomie, in den Sozialistischen Monatsheften, 1909, 3. Band, pag. 1197 ff. und 1317 ff.

die die grundlegende Erkenntnis des spezifischen Artcharakters und damit der spezifischen Gesetze des modernen Wirtschaftsprozesses zu ihrem Gegenstand hat, kann (das eben stempelt sie im Gegensatz zur bloßen Deskription und genetisch erklärenden Historie zur Theorie) sich nur in den Formen einer analytisch-deduktiven Begriffsentwicklung bewegen, die von der ersten, allerallgemeinsten Bestimmung dieses Prozesses, daß sich in ihm die Produktion als Warenproduktion vollzieht, als Ausgangspunkt dann systematisch zur Darlegung der näheren Bestimmungen fortgeht.

XX

# RUNDSCHAU

## ÖFFENTLICHES LEBEN

Genossenschaftsbewegung / Gertrud David

**Deutsche  
Großeinkaufs-  
gesellschaft** Der ausführliche Geschäfts-  
bericht der Großeinkaufs-  
gesellschaft deutscher Kon-

sumvereine für das Jahr 1914 liegt nunmehr vor. Er läßt den starken Einfluß des Krieges erkennen; aber er zeigt zu gleicher Zeit, daß unsere Genossenschaftsbewegung und ihr Zentralunternehmen so gut fundiert sind, daß sie allen wirtschaftlichen Stürmen zu trotzen vermögen. Die Auffassung, die die Gesellschaft von ihren Aufgaben inmitten der Kriegswirren hat, tritt in den folgenden Sätzen des Berichts zutage: »Erwähnt sei nur, daß wir, getreu unserm Zweck und Ziel, keinen Nutzen aus der Situation zogen sondern mit allen Mitteln, und zwar erfolgreich erstrebt haben den sich unserer bedienenden deutschen Konsumgenossenschaften die Waren so preiswert wie möglich zu beschaffen. In bezug auf Erfüllung von Lieferungsabschlüssen, die vor Kriegsausbruch zu günstigen Preisen getätigt worden waren, haben wir das denkbar Möglichste geleistet. . . Wir haben mit alledem den Konsumvereinen eine gute Unterstützung geleistet in ihrem echt genossenschaftlichen Bestreben breiten Volksschichten die nötigsten Bedarfsartikel gut und doch so billig als möglich zuzuführen und ihnen die eingetretene Teuerung nach Kräften zu erleichtern.«

Die Zahl der Gesellschafter stieg im Berichtsjahr von 807 auf 813; dagegen ging, hauptsächlich infolge der vielen Verschmelzungen, die Zahl der überhaupt kaufenden Vereine von 1559 auf 1479 zurück.

Der Warenumsatz der Gesellschaft belief sich, wie bereits mitgeteilt, auf 157 524 041 Mark und war damit um 3 476 724 Mark oder 2,26 % höher als

1913. In den Monaten Januar bis Juli hatte eine Umsatzsteigerung um 7 679 735 Mark stattgefunden, während die Monate August bis Dezember einen Minderumsatz von 4 303 011 Mark brachten. Übrigens zeigte nur der erste Kriegesmonat einen wesentlichen Rückgang (um 2½ Millionen); in den folgenden Monaten war die Differenz verhältnismäßig unbedeutend. Sämtliche 6 Lager waren an der Umsatzsteigerung des ganzen Jahres beteiligt. In Hamburg ist ein zweites Lager im Bau begriffen. Von den einzelnen Abteilungen hatte die Kaffeerösterei mit 3 790 874 Mark einen Minderumsatz gegen das Vorjahr um 504 696 Mark. Dagegen stieg der Umsatz in Manufaktur- und Schuhwaren um 508 236 auf 8 812 779 Mark. Auch der Warenbezug von anderen genossenschaftlichen Organisationen hat wieder eine Erhöhung erfahren und zwar von 8 679 325 auf 9 045 314 Mark. Es wurden von der Papierwarenfabrik der Verlagsgesellschaft deutscher Konsumvereine für 1 992 359 Mark, von verschiedenen Konsumvereinsschlächtereien für 786 361, von 2 Genossenschaftswebereien für 747 588, von mehreren genossenschaftlichen Schuhfabriken für 533 788, von verschiedenen Molkeereien und Käseereien für 3 052 204 Mark bezogen usw. Die Eigenproduktion der Gesellschaft hat trotz manchen Hemmungen durch den Krieg wieder einen Aufschwung erfahren. Sie stieg von über 10 Millionen Mark im Vorjahr auf über 11 Millionen in 1914. Davon entfielen auf die Gröbaer Seifenfabrik 6 568 537 Mark (6 343 683 im Vorjahr), auf die 3 Zigarrenfabriken in Hamburg, Hockenheim und Frankenberg 2 533 092 (2 642 776) Mark, auf die Lauenburger Zündholzfabrik 527 628 (460 717) Mark, auf die im Lauf des Berichtsjahrs eröffnete Kistenfabrik in Gröba 17 979 Mark, der Rest auf kleinere Betriebe.

Die Fertigstellung der neubauten Teigwarenfabrik in Gröba und der 2. Seifenfabrik in Düsseldorf wurde durch die Kriegsschwierigkeiten monatelang hinausgezogen. Infolgedessen konnte mit der Teigwarenfabrikation erst im November begonnen werden, während die Seifenfabrik erst gegenwärtig vollendet dasteht.

Am Schluß des Berichtsjahrs wurde von der Gesellschaft ein Personal von 2015 Köpfen beschäftigt. Von den 1145 männlichen und 870 weiblichen Personen waren 683 in der Zentrale und 1332 in den Produktionsbetrieben beschäftigt. An Gehältern und Löhnen wurden 2 402 665 Mark gezahlt, an Versicherungsbeiträgen 221 641 Mark, während die Summe der freiwilligen Leistungen zugunsten des Personals die Höhe von 170 690 Mark erreichte.

Aus der Bilanz seien folgende Posten hervorgehoben: Kassen- und Warenbestände, Bankguthaben 25½ Millionen Mark, Grundstücke und Gebäude 9½ Millionen, Stammkapital 6 Millionen, Reserven 8 Millionen Mark. Der Reingewinn, der im Vorjahr eine kleine Senkung erfahren hatte, hat sich wieder gehoben; er beträgt 2 174 358 Mark (gegen 1 862 972). Es werden davon, wie gewöhnlich 5% Zinsen auf eingezahltes Kapital, 4‰ Rückvergütung auf den Umsatz der angeschlossenen und 2‰ auf den der nicht angeschlossenen Vereine gewährt. Das sind zusammen 786 900 Mark. Weitere 200 000 Mark sollen dem Pensionsfonds, der damit die Höhe von 810 575 Mark erreichen würde, und 100 000 Mark der Unterstützungskasse zufließen; der ganze restliche Betrag in Höhe von über 1 Million Mark soll nach den Vorschlägen der Verwaltung den verschiedenen Reserve- und anderen Fonds überwiesen werden.

× **Besteuerung der Volksfürsorge** Eine verwunderliche Entscheidung hat der württembergische Verwaltungsgerichtshof getroffen. Im April 1914 hatte das Hauptsteueramt Stuttgart die dortige Rechnungsstelle der Volksfürsorge zur Gewerbesteuer herangezogen. Trotz der geringen Höhe des veranlagten Betrags wurde aus grundsätzlichen Erwägungen gegen die Veranlagung Beschwerde erhoben, die aber von dem Steuerkollegium und in höherer Instanz von dem Finanzministerium abgelehnt wurde. Die Begründung legte Nachdruck darauf, daß die Volksfürsorge

ihrer juristischen Bezeichnung nach eine Aktiengesellschaft und keine Versicherungsgesellschaft auf Gegenseitigkeit sei. Für die letztgenannte Kategorie von Unternehmungen besteht in Württemberg Steuerfreiheit. Schon die Tatsache der gewählten Form spreche aber bei der Volksfürsorge für die Absicht einer Gewinnerzielung. Diese Absicht ginge des weitern aber auch aus dem § 36 des Gesellschaftsvertrags hervor, der bestimmt, daß von den erzielten Überschüssen bestimmte Teile den Reserven, ferner 4% des Grundkapitals den Aktionären und der Rest als Gewinnanteil den mit Gewinnanteil Versicherten zufallen solle. Auch in der am 14. April stattfindenden mündlichen Verhandlung des Steuerprozesses vor dem Verwaltungsgerichtshof als höchster Instanz stand die Frage, ob die Volksfürsorge ein auf Gewinn berechneter Steuerbetrieb sei, im Mittelpunkt der Verhandlungen. Der Vertreter der Rechtsbeschwerde stellte fest, daß nicht die formaljuristische Bezeichnung, sondern der tatsächliche Charakter eines Versicherungsunternehmens darüber entscheide, ob es sich um den Begriff der Gegenseitigkeit handle. Im vorliegenden Fall sei die Form der Aktiengesellschaft gewählt worden, um durch Unterstellung unter das Kaiserliche Aufsichtsamt für Privatversicherung der weitesten Öffentlichkeit die gesetzmäßige Garantie einer wirklich einwandfreien Geschäftsführung zu geben. Die in § 36 vorgesehene Dotierung der Reserven geschähe nur im Interesse der Versicherten, wie auch aus den Bestimmungen für den Fall einer Auflösung der Gesellschaft hervorginge. Die Verzinsung des Aktienkapitals mit 4% bliebe innerhalb der für gemeinnützige Unternehmungen vorgesehenen Grenze. Endlich wies der Vertreter der Beschwerde auch auf das Urteil der Königlichen Direktion für die Verwaltung der direkten Steuern in Berlin hin, die die Berufung der Volksfürsorge gegen die Veranlagung zur preussischen Gewerbesteuer für begründet erklärt und die Gesellschaft von der Steuer befreit habe.

All dies machte jedoch keinen Eindruck: Ohne auf die vorgebrachten Einwände überhaupt einzugehen, lehnte der Verwaltungsgerichtshof den Antrag auf Steuerbefreiung ab, indem auch er sich den formaljuristischen Standpunkt zu eigen machte, daß eine Aktiengesellschaft eben ein Gewerbebetrieb sei.

×

**Kurze Chronik** Trotz dem Krieg werden sowohl der Zentralverband deutscher Konsumvereine als auch die einzelnen Revisionsverbände ihre Tagungen abhalten. Der 12. deutsche Konsumgenossenschaftstag findet vom 12. bis zum 15. Juni in Frankfurt am Main statt. Sonnabend, den 12. Juni, halten der Vorstand sowie der Vorstand der Verlagsgesellschaft deutscher Konsumvereine zunächst getrennte und sodann eine gemeinschaftliche Sitzung ab. Der 13. Juni ist für eine gemeinschaftliche Sitzung des Vorstands des Ausschusses und des Generalrats des Zentralverbands deutscher Konsumvereine bestimmt. Montag den 14. Juni finden dann die allgemeinen Verhandlungen des Zentralverbands statt. Auf der Tagesordnung stehen folgende wichtige Punkte: Bericht des Vorstands über die Entwicklung des Verbands (Referent Kaufmann); Bericht über die Tätigkeit des Vorstands unter besonderer Berücksichtigung der durch den Krieg erforderlichen Maßnahmen (Referent Dr. Aug. Müller); Das Versicherungswesen des Zentralverbands (Referent Kaufmann); Mitteilungen über den Internationalen Genossenschaftsbund (Referent Lorenz); Bericht der Fortbildungskommission (Referent Dr. Aug. Müller); Bericht über die Unterstützungskasse des Zentralverbands (Referent von Elm). Den Schluß bilden die üblichen Wahlen, Rechnungsgenehmigungen usw. Der Dienstag endlich ist der Generalversammlung der Großeinkaufsgesellschaft deutscher Konsumvereine, die keine besonders wichtigen Punkte auf ihrer Tagesordnung hat, sowie der Generalversammlung der Verlagsgesellschaft gewidmet. Von geselligen Veranstaltungen ist diesmal angesichts der Verhältnisse abgesehen worden. × Bis zum 4. Mai waren bei der Kriegsversicherung der Volksfürsorge 41 270 Anteilscheine zu 5 Mark für 29 483 Kriegsteilnehmer gelöst worden. × Der über 60 000 Mitglieder starke Konsumverein Leipzig-Plagwitz hat eine neue Großbäckerei errichtet, die mit 15 Doppelauszugbacköfen und den modernsten technischen und sanitären Einrichtungen ausgestattet ist. × Das 50jährige Jubiläum seines Bestehens wurde kürzlich vom Eßlinger Konsumverein begangen. Der Verein, der zunächst als Markenkonsumentenverein gegründet wurde, zählte am Schluß des letzten Jahres 7096 Mitglieder, die in den 17 Genossenschaftsläden 3 235 228

Mark umsetzen. Außer einer modernen Dampfbäckerei besitzt die Genossenschaft eine Kaffeerösterei, eine Mosterei, eine Limonadenfabrik usw. × Der ausgezeichnete Schweizer Genossenschaftler und langjähriger Sekretär des Internationalen Genossenschaftsbunds Dr. Hans Müller, der ja den Lesern der Sozialistischen Monatshefte noch besonders durch seine hier veröffentlichten Arbeiten bekannt ist, hat sich an der Universität Zürich als Privatdozent für Wirtschafts- und Sozialpolitik habilitiert. Seine Antrittsvorlesung befaßte sich mit Form und Geist im Genossenschaftswesen.

### Sozialpolitik / Johannes Heiden

**Kaufmannsgerichte** Nach der Erhebung des reichsstatistischen Amtes waren im Jahr 1913 insgesamt 296 Kaufmannsgerichte in Tätigkeit. Hiervon arbeitete die große Mehrheit, nämlich 253, nur für den Bezirk einer Gemeinde, und nur 29 waren für mehrere Gemeinden zuständig, und auf die Bezirke mehrerer Kommunalverbände erstreckten nur 14 ihre Tätigkeit. Die Gesamtzahl der Streitsachen, die den Kaufmannsgerichten zur Erledigung unterbreitet wurden, belief sich auf 27 872. Kläger war in 26 032 Fällen der Arbeitnehmer und in 1840 Fällen der Arbeitgeber. Ähnlich wie die Gewerbegerichte wirkten auch die Kaufmannsgerichte vornehmlich auf Erledigung der Streitsachen durch Vergleich hin. Mit einem Vergleich endigten daher auch die meisten, nämlich 11 335, und durch Anerkenntnis des Klagenspruchs 234 Prozesse, in 5202 Fällen wurde auf den Klagenspruch verzichtet oder die Klage zurückgezogen. Mit einem Versäumnisurteil schlossen 2251 und mit einem andern Urteil 4589 Streitsachen ab. In anderer Weise erledigten sich 2841 Klagen, und ins neue Jahr wurden 1420 hinübergenommen. Auch die Kaufmannsgerichte bemühen sich mit Erfolg um schnelle Erledigung der Streitsachen. Von den 4589 Prozessen, in denen nach streitiger Verhandlung das Urteil gesprochen wurde, gebrauchten 1658 weniger als 2 Wochen bis zur Erledigung. Zwischen 2 Wochen und 1 Monat wurden 1605 Streitsachen entschieden, mehr als 1 Monat gebrauchten 1126 Prozesse bis zur Erledigung, wovon aber 1093 noch vor Ablauf von 3 Monaten entschieden waren. Entsprechend den längeren Kündigungsfristen und Gehaltszahlungsfristen waren die



Streitwerte höher als bei den Gewerbe-gerichten. Sie betragen in 10 557 Fällen bis zu 100 Mark. In 9685 Klagen be-  
 trug der Streitwert zwischen 100 bis zu  
 300 Mark, und in 5470 Fällen überstieg  
 er den Betrag von 300 Mark. Von dem  
 Recht gegen die Entscheidung des Kauf-  
 mannsgerichts Berufung zum Landge-  
 richt zu erheben, das nur gegeben ist,  
 wenn der Streitwert mehr als 300 Mark  
 beträgt, wurde in 537 Fällen Gebrauch  
 gemacht. Über den Ausgang enthält die  
 Statistik keine Angaben.

A's Einigungsamt wurden die Kauf-  
 mannsgerichte nur 2mal erfolglos von  
 den Arbeitnehmern angerufen. An Gut-  
 achten für Behörden über Fragen des  
 Handelsgewerbes erstatteten die Kauf-  
 mannsgerichte 27, mit eigenen Anträgen  
 wandten sie sich in 4 Fällen an Behör-  
 den. Die Tätigkeit der Kaufmannsge-  
 richte auf diesen Gebieten ist also recht  
 unbedeutend.

× Rechtsbera- ×  
 tung Minder- Im Jahr 1913 waren, wie  
 mittelster die Erhebung über die

Rechtsberatung Minderbe-  
 mittelster ergab, insgesamt 1143 Rechts-  
 auskunftsstellen tätig. Hiervon waren  
 144 von Gemeinde- oder Staatsbehörden  
 errichtet, 36 von gemeinnützigen Ver-  
 einigungen, 596 von Arbeitnehmerver-  
 einigungen, davon 361 von den freien  
 Gewerkschaften, 13 von Arbeitgebern,  
 221 von konfessionellen und 25 von poli-  
 tischen Vereinigungen. Außerdem be-  
 standen noch 107 Auskunftsstellen für  
 Frauen und eine Auskunftsstelle, die  
 als ländliche bezeichnet wird. Die Aus-  
 kunftsstellen erteilten ihren Klienten  
 insgesamt 1 982 605 Auskünfte und fer-  
 tigten für sie 521 322 Schriftstücke an.  
 Über Verwaltung der Rechtsauskunfts-  
 stellen und Aufbringung der Mittel für  
 sie gibt die Erhebung für 1913 keine  
 Auskunft.

Preußen hatte für das Rechnungsjahr  
 1914 60 000 Mark zur Förderung der  
 gemeinnützigen, nicht gewerbsmäßigen  
 Rechtsberatung der minderbemittelten  
 ländlichen Bevölkerungskreise in den  
 Etat eingestellt. In einem gemeinsamen  
 Erlaß des Landwirtschaftsministers und  
 des Ministers des Innern wird den Re-  
 gierungspräsidenten empfohlen die Er-  
 richtung von Rechtsauskunftsstellen zu  
 fördern. Um die Verwaltungsorgane  
 der Kreise für die Bewilligung der er-  
 forderlichen Mittel geneigt zu machen,  
 wird auch auf die Absicht des »sozial-  
 demokratischen Landarbeiterverbands«  
 seine Rechtsberatung nach Möglichkeit

auszubauen hingewiesen und die Hoff-  
 nung ausgesprochen, daß auch die Be-  
 völkerungskreise, die der gemeinnützi-  
 gen unparteiischen Rechtsberatung noch  
 abwartend gegenüberstehen, dadurch  
 sich zu ihrer Einführung bewegen fühlen  
 werden.

× KurzeChronik Durch Bundesratsverord-  
 nung vom 23. April ist  
 die Wochenhilfe wäh-  
 rend des Krieges ausgedehnt. Sie soll  
 allen Ehefrauen von Kriegsteilnehmern  
 gewährt werden, wenn sie minderbe-  
 mittelt sind. Die Beschränkung auf die  
 krankenversicherungspflichtige Bevölke-  
 rung ist also gefallen. Für den Begriff  
 minderbemittelt setzt die Verordnung  
 die Merkmale fest. Die Wochenhilfe  
 kann auch für das uneheliche Kind  
 eines Kriegsteilnehmers gewährt wer-  
 den, wenn die Vaterschaft anerkannt  
 oder sonst festgestellt ist. Die Höhe  
 der Wochenhilfe ist gleich der in den  
 früheren Verordnungen festgesetzten  
 (siehe hierüber diese Rundschau, in die-  
 sem Band, pag. 244 f.). Die gleiche Ver-  
 ordnung gibt den Vorschriften über  
 Wochenhilfe in den 3 bis jetzt erlasse-  
 nen Verordnungen insoweit rückwirk-  
 ende Kraft, als für Entbindungsfälle  
 während des Krieges, in denen Wochen-  
 hilfe aus Reichsmitteln nicht gewährt  
 wird, weil die Bekanntmachungen des  
 Bundesrats noch nicht in Kraft waren,  
 Beihilfen bis zum Höchstbetrag von 50  
 Mark gewährt werden können. × In  
 der Budgetkommission des Reichstags  
 sind Verhandlungen über die Ausgestal-  
 tung der Gesetze zur Versorgung der  
 beschädigten Kriegsteilnehmer  
 und der Hinterbliebenen von Gefallenen  
 gepflogen worden. Die Regierung will  
 an die Erledigung nach Friedensschluß  
 herangehen. × Die Landesversicherungs-  
 anstalt für Elsaß-Lothringen gewährt  
 für die Kriegsversicherung  
 ihrer Versicherten einen Zuschuß. ×  
 Der Deutsche Bund für Mutterschutz  
 hat beschlossen unverehelichte  
 Mütter, die um seine Hilfe nach-  
 suchen, in der Kriegsversicherung zu  
 versichern.

× Literatur ×  
 In seiner Schrift Wirkung  
 der deutschen Sozial-  
 versicherung /München,  
 Schweitzer/ gibt Dr. Friedrich  
 Zahn eine ausführliche Darstellung  
 der Wirkung der Sozialversicherung  
 auf das Budget des Arbeiters und auf  
 das des Arbeitgebers sowie auf den

öffentlichen Haushalt und auf das Budget der Gesamtheit. In allen Abschnitten wird versucht Lasten und Vorteile der Versicherung einander gegenüberzustellen. Das läßt sich natürlich nicht immer ziffernmäßig ausdrücken, oder doch nur sehr unvollkommen. Der Verfasser kommt zu dem wohlbegründeten Schluß, daß die Lasten der Arbeiterversicherung weniger als Lasten denn als notwendige und zugleich reproduktive, sich sehr lohnende Spesen unserer Volkswirtschaft zu bewerten sind. In einem Anhang werden noch die Bedeutung der Versicherungseinrichtungen für den Krieg und die den Versicherungsträgern aus dem Krieg erwachsenden Pflichten dargestellt und Mitteilungen über die Beteiligung der Versicherungsträger an der Kriegsfürsorge gebracht.

## WISSENSCHAFT

### Exakte Naturwissenschaften/Bruno Borchardt

**Krieg und exakte Naturwissenschaften** Der Krieg ist heute im wesentlichen angewandte Technik. Die exakten Naturwissenschaften und ihre Anwendungen in der Technik beherrschen unser gesamtes modernes Leben so durchdringend, daß keine Seite menschlicher Betätigung davon frei ist. Auch im Krieg, dieser furchtbaren Betätigung menschlicher Willenskraft, muß sich diese Herrschaft der Naturwissenschaften und der Technik, zwischen denen eine scharfe Grenze nicht gezogen werden kann, auf Schritt und Tritt zeigen. Die Wechselbeziehungen zwischen Krieg und Technik sind ja hier in der Rubrik Technik (1914, 2. Band, pag. 1204 ff. und in diesem Band, pag. 261 ff.) eingehend dargestellt worden.

In erster Reihe denken wir freilich, wenn vom Krieg in Beziehung zu den Naturwissenschaften die Rede ist, an die ungeheuren und gar nicht wieder gut zu machenden Schädigungen, die der Krieg im wissenschaftlichen Leben hervorruft (siehe diese Rundschau, 1914, 2. Band, pag. 1199 ff.). In treffender Weise betonte diese Seite Mitte April auch Professor Baschin im Tag, wo er die Hemmungen schilderte, die die internationale wissenschaftliche Arbeit durch den Krieg erfahren hat (Wetterdienst, Zeitdienst, Meeresforschung, Erdbebenforschung usw.), wodurch »Kulturbeziehungen von höchstem Wert auf viele Jahre, manche vielleicht für alle Zeit zerstört worden sind«.

Daneben aber erblicken wir auch im Krieg die umgestaltende Kraft der Naturwissenschaften, die sich im gesamten modernen Leben geltend macht. Erschöpfend kann diese Seite der Beziehungen der Naturwissenschaften zum Krieg an dieser Stelle natürlich nicht behandelt werden, es soll nur kurz auf einige der wichtigsten Tatsachen hingewiesen werden.

In erster Reihe steht natürlich das Schießen, das ja sowohl bei der Artillerie wie bei der Infanterie und den anderen Truppengattungen eine immer stärkere Bedeutung gewonnen hat. Die moderne Ausbildung der Schießkunst konnte nur im engsten Zusammenhang mit den Forschungen der Mechanik erfolgen; neben der Mechanik hat aber auch die Optik ein großes Verdienst an der Ausbildung der modernen Schusswaffen. Die Zielvorrichtungen, durch die die Treffsicherheit ungemein erhöht worden ist, sind im Lauf der letzten 20 Jahre ganz wesentlich verbessert und umgestaltet worden; es sei nur an den stereoskopischen Entfernungsmesser erinnert, der 1899 von der Firma Zeiß in den Handel gebracht wurde. Auch das Signalwesen kann der Optik keineswegs entraten, wenn ihr hier auch die Arbeit in hohem Maß von der Elektrizität abgenommen worden ist. Das Telephon spielt hierbei eine beständig wachsende Rolle, ebenso der Telegraph, namentlich seitdem er vom Draht unabhängig geworden ist, und Radio- oder Funkentelegramme in größtem Umfang zur Anwendung kommen.

Aber nicht nur Nachrichten und Befehle müssen in weit größerem Umfang als früher befördert werden (im Hauptquartier laufen an einem einzigen Tag etwa 10 000 Telegramme ein), auch weit größere Menschenmassen erfordern eine ständige schnelle Beförderung. Gewiß steht auch heute die Marschierfähigkeit für den Soldaten obenan, und diejenigen Truppen, die das Höchstmaß an Marschleistungen aufzuweisen haben, werden die kampftüchtigsten sein, aber die schnellsten und andauerndsten Märsche können nichts helfen, wenn bei der Riesenausdehnung der modernen Schlachtfrenten Truppen schnell an entfernte Orte der Front oder gar auf einen andern Kriegsschauplatz gebracht werden müssen. Hier muß das moderne Verkehrsmittel der Eisenbahn in Aktion treten (siehe die Rubrik Verkehr, in diesem Band, pag. 158 ff.). Im gegenwärtigen Krieg herrscht sowohl bei der Mo-

bilmachung wie im Krieg selbst noch vollständig die Dampflokomotive. Ob sie in Zukunft einmal von der elektrischen Eisenbahn wird abgelöst werden können, vermag heute wohl noch niemand zu entscheiden. Den wesentlichen Vorteilen des elektrischen Eisenbahnverkehrs stehen vorläufig noch gegenüber dem mit Dampf betriebenen so starke Nachteile entgegen, daß die Militärverwaltung von einer Umwandlung des deutschen Eisenbahnnetzes zugunsten der Elektrizität vorläufig wenigstens Abstand genommen hat.

Die Mechanik des Fliegens hat einen mächtigen Anstoß durch die Erfordernisse der Heeresverwaltung erhalten. Daneben ist auch die Entwicklung der lenkbaren Luftschiffe gerade im Hinblick auf ihre Verwendung im Krieg stark gefördert worden, wobei neben der reinen Physik auch die Meteorologie in den Dienst der Heeresverwaltung getreten ist. Freilich ist gerade diese Wissenschaft vielleicht mehr noch als jede andere zu ihrem Ausbau als exakte Naturwissenschaft auf das internationale Zusammenwirken der Forscher aller Länder angewiesen, das durch den Krieg eine so gewaltsame Unterbrechung erlitten hat.

Wie sehr die Chemie im Dienst der Heeresverwaltung und des Krieges steht, bedarf kaum eines Hinweises; rauchloses Pulver, Sprengstoffe aller Art, Torpedos, Minen, Granaten mit erstickenden Gasen, aber auch die verschiedensten Medikamente und Verbandstoffe reden da eine sehr deutliche Sprache.

Auch fernerliegende Zweige der Naturwissenschaften, an die man zunächst vielleicht nicht denkt, sind in innige Berührung mit den Erfordernissen des modernen Krieges getreten. Vor allem ist da die Geologie zu nennen; der Stellungskrieg, der jetzt ja schon Monate dauert und geradezu zum Charakteristikum der modernen Art der Kriegführung geworden ist, erfordert Erdarbeiten in ausgedehntestem Maße früher auch nicht geahntem Umfang. Hierbei ist es natürlich nicht gleichgültig, auf was für einem geologischen Untergrund die Arbeiten auszuführen sind. In erster Linie stehen allerdings die militärischen Notwendigkeiten, und wenn diese es erfordern, müssen die Arbeiten auf jedem Terrain vorgenommen werden. Vielfach aber wird es vorkommen, daß die militärischen Erfordernisse es gleichgültig erscheinen lassen, ob die Arbeiten

gerade an einer ganz bestimmten Stelle oder einige Kilometer davon entfernt stattfinden. Da wird es von großer Wichtigkeit sein den geologischen Aufbau des Terrains zu kennen, um den geeigneten Boden zu wählen. Geologische Kenntnisse, die schon für die einfachste Kartenkunde bei jedem Offizier vorausgesetzt werden müssen, haben daher eine solche Bedeutung erlangt, daß zum Beispiel der Breslauer Geologe Professor Frech den Vorschlag machen konnte jedem Korps- oder auch Divisionsstab einen beratenden Geologen beizugeben in ähnlicher Stellung, wie sie etwa der beratende Hygieniker in der Armee hat.

Zum Schluß sei nur ganz kurz auf die mannigfachen Beziehungen des Seekriegs zu den exakten Wissenschaften hingewiesen. Die gesamte Schifffahrt hat sich ja nur im engsten Zusammenhang mit den Naturwissenschaften entwickeln können, und so ist es nur natürlich, daß der Seekrieg in allen seinen Entwicklungsstufen, von dem mit Ruder- und Segelschiffen geführten an bis zu dem modernen mit Minen, Torpedos, Überdreadnoughts und Tauchbooten geführten Kampf, diesen Zusammenhang deutlich aufweist.

× Ampèresche Ströme ×  
Einen direkten und unmittelbaren Nachweis für das Vorhandensein der

Ampèreschen Molekularströme sucht Einstein, der bekannte Begründer der Relativitätstheorie, zu liefern. Die Annahme von elektrischen Strömen, die die Moleküle des Eisens oder die Atome im Molekül umkreisen, hat bekanntlich Ampère in die Physik eingeführt, um von der Annahme einer besondern magnetischen Kraft frei zu kommen. In einem permanenten Magneten müssen die Ebenen dieser Ströme sämtlich gleiche Richtung haben, das Eisen erscheint unmagnetisch, weil die Stromebenen alle möglichen Richtungen zu einander haben, und das Magnetisieren des Eisens besteht in der Gleichrichtung der Stromebenen. Je vollkommener sie erreicht wird, um so stärker magnetisch muß das Eisen erscheinen; ist sie vollständig erreicht, so kann der Magnetismus eines Eisenstücks auch durch die stärksten herumgeführten elektrischen Ströme nicht mehr vermehrt werden. Die Ampèreschen Ströme sind allerdings recht eigentümlicher Art, denn diese in sich geschlossenen Ströme finden keinen Leitungswiderstand und erzeugen

daher auch keine Wärme noch leisten sie sonst irgendwelche mechanische Arbeit.

Die Elektronentheorie hat die Ampèreschen Ströme übernommen und stellt sich unter ihnen Elektronen vor, die wie Planeten einen elektrisch geladenen Kern umkreisen. Von dieser Vorstellung ausgehend führte Einstein in der Physikalischen Gesellschaft aus, daß ein solch kreisendes Elektron doch auch ein ganz bestimmtes mechanisches Bewegungsmoment haben müsse, und daß daher ein Körper, der aus solchen von Elektronen umkreisten Atomen oder Molekülen besteht, bei irgendeiner magnetischen Orientierung auch ein ganz bestimmtes Moment der Bewegungsgröße besitzen müsse, das sich durch Integrierung der einzelnen Momente ergibt. Würde die Orientierung geändert, so müßte sich auch dieses Moment der Bewegungsgröße ändern, was sich durch einen mechanischen Rückstoß für den magnetischen Körper äußern müßte. Einstein vergleicht ein solch kreisendes Elektron in mechanischer Beziehung mit einem Kreisel. Ist ein solcher etwa in eine Schachtel eingeschlossen, so muß bei einer Änderung der Lage der Achse des Kreisels nach dem Gesetz der Erhaltung der Bewegungsgröße auch die ihn umhüllende Schachtel eine Bewegung erfahren.

Einstein stellt nun eine mathematische Beziehung zwischen dem mechanischen Moment eines Elektrons und dem von ihm hervorgebrachten magnetischen Moment auf und kann dann durch Integrierung über den ganzen Eisenstab von unendlich kleinen zu endlichen, wahrnehmbaren Größen übergehen. Wird nun der magnetische Zustand eines Eisenstabs geändert, wird er magnetisiert oder entmagnetisiert oder ummagnetisiert, so müssen den dabei auftretenden beobachtbaren Änderungen des magnetischen Moments auch Änderungen des mechanischen Bewegungsmoments entsprechen, die eine der Beobachtung zugängliche Drehung des Eisenstabs hervorbringen müssen.

Nach diesen Erwägungen hat Einstein gemeinsam mit de Haas in der Physikalisch-technischen Reichsanstalt zu Berlin Versuche angestellt, die auch zu einem positiven Ergebnis geführt haben. Es wurde ein Eisenstäbchen leicht drehbar zwischen 2 Strom- oder Magnetisierungsspulen aufgehängt, und es ergab sich bei der Magnetisierung und Ummagnetisierung des Stabes in der Tat

eine Drehung in dem von Einsteins Berechnung geforderten Sinn. Der Betrag der Drehung blieb allerdings hinter dem berechneten um etwa den 3. Teil zurück. Das tatsächliche Eintreten der von der Überlegung geforderten Drehung in einer dem berechneten Betrag entsprechenden Größenordnung erscheint aber für die Grundlage der Theorie des Magnetismus von großer Bedeutung.

× Kurze Chronik Am 20. August 1914 starb in Frankfurt am Main infolge eines Unfalls der Chemiker Professor Alfred Bertheim im jugendlichen Alter von 36 Jahren. Er war ein Mitarbeiter Ehrlichs, der ihm einen warmen Nachruf widmet, worin er ihn als »den besten Kenner der Chemie der aromatischen Arsenverbindungen« und »einen der hervorragendsten Pioniere der chemotherapeutischen Wissenschaft« bezeichnet. × Am 9. März 1915 vollendete der Botaniker Wilhelm Pfeffer sein 70. Lebensjahr. Seine grundlegenden Arbeiten über Osmose verbreiteten nicht bloß über pflanzenphysiologische Vorgänge neues Licht sondern sind von fundamentaler Bedeutung für die gesamte Physiologie und für die physikalische Chemie geworden. × Am 27. März beging Professor Konrad Wilhelm Röntgen, der berühmte Entdecker der nach ihm benannten Strahlen, der seit 1900 an der Münchener Universität wirkt, seinen 70. Geburtstag. Leider hat er seinen nicht auf sein engeres Vaterland Deutschland beschränkten Ruhm bald nach dem Ausbruch des Krieges durch den unverständlichen Abbruch der Beziehungen zur Londoner Royal Society befleckt. × Am 13. April wurde der Professor Dr. med. et phil. Richard Assmann 70 Jahre alt, der als der Begründer der wissenschaftlichen Luftschiffahrt zu bezeichnen ist. Das von ihm 1887 konstruierte Aspirationsthermometer ermöglichte überhaupt erst korrekte Temperaturmessungen bei Ballonfahrten. Die internationalen wissenschaftlichen Ballonfahrten verdanken seiner Initiative ihre Entstehung. Sein 3bändiges Werk Wissenschaftliche Luftfahrten ist als das grundlegende Werk der Aerologie anzusehen. × Der Physiker Max von Laue, der erst 1912 einem Ruf von München nach Zürich gefolgt war, erhielt eine Berufung an die junge Frankfurter Universität, die er annahm. Von seinen Arbeiten sei

die über das Relativitätsprinzip genannt; ferner sei auf seine für die Kristallographie in gleicher Weise wie für die Physik wichtigen und grundlegenden Versuche über die Beugung von Röntgenstrahlen beim Durchgang durch Kristalle hingewiesen.

#### × Literatur

×  
3 Vorlesungen, die Dr. H. Lorentz in Taylors Stiftung in Haarlem gehalten hat, gibt der Verlag B. G. Teubner in Leipzig heraus. Es ist dies zunächst eine lichtvolle Darstellung des Relativitätsprinzips, und zwar in der einfachen Form, die ihm Einstein zuerst gegeben hat, wonach auf die Erscheinungen in einem System von Körpern eine konstante Translation nicht von Einfluß ist; dann folgt eine Darstellung der neueren Versuche Einsteins das Prinzip auch auf beschleunigte Systeme auszudehnen und dadurch zu einer befriedigenden Theorie der Gravitation zu kommen. × Das Perpetuum mobile von Dr. Frida I ch a k, in der Teubnerschen Sammlung Aus Natur und Geisteswelt, ist eine recht lesbare Schilderung der bis in die neueste Zeit immer wiederholten Versuche der Konstruktion eines Perpetuum mobile auf mechanischem, magnetischem, elektrischem, chemischem Weg. Die objektive Darstellung der Beziehung des Perpetuum mobile zum Energieprinzip (Kapitel 16), wobei die Verfasserin sich entgegen Helmholtz und Planck zur Machschen Begründung der Quellen des Energieprinzips außerhalb der Perpetuum mobile-Frage bekennt, ist auch bei abweichender Auffassung interessant. Bedauerlich ist, daß in dem doch in erster Linie für Nichtfachphysiker bestimmten Büchlein der Begriff der Arbeit nicht immer korrekt dargestellt wird, indem mehrfach Arbeit als das Produkt aus Kraft und Zeit statt Kraft und Weg erscheint; bei einer eventuellen Neuauflage wird sich das wohl verbessern lassen. × Die Chemie in Küche und Haus von Dr. Joseph Klein (in der gleichen Sammlung) liegt in 3. Auflage vor und hat damit schon ihre Existenzberechtigung erwiesen. Das Büchlein umfaßt auf 136 Seiten so ziemlich alle Gebiete der Chemie, die in Beziehung zum Haushalt stehen. Die Gruppierung der Stoffe ist zweckentsprechend. Natürlich können die einzelnen Angaben nicht ausführlich sein, und es hätte sich deshalb wohl empfohlen zu den einzelnen Punkten Literaturangaben zu machen, damit auch

derjenige, dem die aus dem Büchlein gewonnene Aufklärung noch nicht genügt, erfährt, wo er sich noch anderweitig Rat holen könne. × Ebenfalls in dieser Sammlung ist die 2. Auflage des Bändchens Das Mikroskop von Professor Dr. W. Scheffer erschienen. Das Büchlein ist eine völlige Umarbeitung der 1. Auflage, von der fast nur in etwas abgekürzter Form das am Beginn befindliche Kapitel über einige historische Mikroskope übernommen worden ist. Das Werkchen führt den Anfänger vor allem in das praktische Arbeiten mit dem Mikroskop ein; deshalb sind nach kurzer Darstellung der Optik einschließlich der Beleuchtungseinrichtungen das Stativ und die übrigen Hilfseinrichtungen besprochen und ein besonderer Abschnitt der mikroskopischen Untersuchung der Objekte sowie der Herstellung der Präparate gewidmet worden. Das Büchlein wird für den angehenden Praktiker zweifellos von Nutzen sein. × Die graphische Darstellung behandelt in dieser Sammlung Felix Auerbach. Das Büchlein setzt auf nicht ganz 100 Seiten die Methode der graphischen Darstellung, die ja überall, nicht nur in den exakten Wissenschaften, an Bedeutung gewinnt, in klarer Weise an glücklich gewählten Beispielen aus den verschiedensten Wissensgebieten und aus dem praktischen Leben auseinander. Man kann dem Autor nur beistimmen, wenn er sagt, die Methode komme dem Anschauungsbedürfnis entgegen und diene einer gesunden Popularisierung, da sie den Laien an die exakte Erfassung der Dinge gewöhnt, sie fördere aber auch die Wissenschaft selbst, indem sie zur Feststellung gesetzlicher Beziehungen führt und die vergleichende Betrachtung verschiedener Erscheinungen anregt.

#### Geschichte / Wilhelm Hausenstein

Lamprecht † In der Nacht vom 10. auf den 11. Mai starb Karl Lamprecht: einer der umstrittensten Historiker, die je gelebt haben.

Er war am 25. Februar 1856 in Jessen geboren, einer kleinen Stadt unweit von Wittenberg. Von vornherein charakterisierte den Historiker Lamprecht die Universalität seines Willens: Als Student in Göttingen, Heidelberg und München trieb er (wunderliches Beginnen für einen Studiosus historiae der siebziger Jahre, die auf Sybel und Treitschke schworen) ebenso leidenschaftlich Na-

tionalökonomie, Rechtswissenschaft, Kunstgeschichte und Literaturgeschichte wie Paläographie, Diplomatik und politische Historie.

Nach der Vollendung der Universitätsstudien wirkte Lamprecht einige Zeit als Gymnasiallehrer in Köln. 1880 habilitierte er sich in Bonn. 1890 wurde er Ordinarius in Marburg; 1892 erhielt er einen Ruf nach Leipzig, wo er festen Fuß faßte.

Die Universalität seines Willens gab sich auch in seinen literarischen Hervorbringungen von vornherein kund. 1878 veröffentlichte Lamprecht Beiträge zur Geschichte des französischen Wirtschaftslebens im 11. Jahrhundert. Wenige Jahre später, 1881, erschien Lamprechts Arbeit über die Geschichte des Kölner Doms, die ebenso aus einer fachwissenschaftlichen Erforschung des Kunstgeschichtlichen hervorging, wie die genannte wirtschaftsgeschichtliche Arbeit aus einem exakten wirtschaftsgeschichtlichen Spezialstudium hervorgegangen war. 1882 erschien Lamprechts interessante Arbeit über Initialornamentik vom 8. bis zum 13. Jahrhundert; abermals eine kunstgeschichtliche Spezialarbeit. 1886 kam eine 4-bändige Publikation über mittelalterliche Wirtschaftsgeschichte: das Werk über die Entwicklung der materiellen Kultur des platten Landes (auf Grund der Quellen zunächst des Mosellands). Die Arbeit von 1884 über die deutschen Städte am Schluß des Mittelalters, die nach allen Seiten des geschichtlichen Lebens ausgriff, war bereits ein Versuch synthetischer Kulturgeschichte.

Die Verbindung des Kunsthistorikers mit dem Wirtschaftshistoriker in einer und der selben Persönlichkeit schien nach den Begriffen, die man von Arbeitsteilung und Spezialforschung hatte, den allermeisten paradox, obwohl man die exakte Arbeit der kunsthistorischen Studien wie der wirtschaftsgeschichtlichen nicht leugnen konnte, und obwohl man zugeben mußte, daß Lamprecht mit der Wirtschaftsgeschichte des Mosellands eines der bedeutendsten Werke der wirtschaftshistorischen Literatur überhaupt geschaffen hatte, wie ja der Bearbeiter der Übersichten über die wirtschaftsgeschichtlichen Neuererscheinungen in Conrads Jahrbüchern wohl auch die genaueste Kenntnis der wirtschaftshistorischen Literatur besaß. Erregter Widerspruch erhob sich aber, als Lamprecht seit 1890, das streng induktive Verfahren seiner bisher betrie-

benen wirtschafts- und kunstgeschichtlichen Studien durch eine deduzierende historische Systematik überwölbend, das Werk erscheinen ließ, das seinen Namen am weitesten in die Welt trug: die Deutsche Geschichte. Die Erregtheit der Polemiken war auf beiden Seiten, der Lamprechts und der seiner Widersacher, fast beispiellos. Das Wichtigste wurde aus der Welt der Philosophen von Rickert gegen Lamprecht vorgebracht, aus der Welt der Historiker von Below, der selber in der wirtschaftsgeschichtlichen Forschung Verdienste besaß. Lamprecht hat seine methodischen Gesichtspunkte in 3 sehr scharfen Streitschriften formuliert: in der Schrift von 1896 über alte und neue Richtungen in der Geschichtswissenschaft, in der Schrift von 1899 über die historische Methode des Herrn von Below und in der von 1900 über die kulturhistorische Methode. Es ist nicht zu leugnen, daß Lamprecht seine eigene Sache nicht durchweg glücklich vertrat, wie andererseits zuzugeben ist, daß namentlich von Rickert nicht unwesentliche (wiewohl im Verhältnis zu den praktischen Aufgaben der Historie stark überschätzte) Einwendungen geltend gemacht worden sind. Jedenfalls kann darüber kein Zweifel bestehen, daß die Initiative Lamprechts in diesem ganzen Kampf das eigentlich produktive Element vertrat, und daß für die historische Praxis die Einwände Rickerts und Belows im ganzen die Bedeutung reaktionärer Hemmungen hatten.

Es ist hier nicht möglich den berühmten Methodenstreit der neunziger Jahre ausführlich darzustellen. Eine Andeutung mag genügen. Was Lamprecht anstrebte, war in den ersten Bänden der deutschen Geschichte eine umfassende deutsche Kulturgeschichte vom Standpunkt eines (freilich bereits relativierten) historischen Materialismus. Lamprecht anerkannte ausdrücklich die Bedeutung, die Marx für ihn gehabt habe. Nun ist wahr, daß Lamprecht über den Typus Ranke insoweit hinausging, als Lamprecht nicht bloß den systematischen kulturgeschichtlichen Ausbau der Historie, sondern auch einen systematischen Begriff von historischer Kausalität anstrebte. Aber ebenso wahr ist das andere, daß die Deutsche Geschichte nie zur restlos eindeutigen Darstellung des Weges der historischen Kausalität gelangte. Ist das Wirtschaftliche primär? Nimmt man die Deutsche Geschichte als Ganzes, so erscheint Lamp-

recht darin schwerlich als positiver Materialist. Er findet einmal die etwas zaudernde Formel, daß der Entwicklung des Geistigen und Politischen »doch an erster Stelle wiederum, wenn auch keineswegs allein, wirtschaftliche Vorgänge zugrundeliegen«. Dieser sehr relativistische Standpunkt entwickelte sich nach den ersten Bänden immer mehr. Er entwickelte sich dahin, daß Lamprecht, gegenüber der Ermittlung der tiefsten historischen Kausalitäten (die ja freilich unzugänglich sein mögen) resignierend, nichts mehr anstrebte als eine Parallelität der historischen Elemente, nämlich des Wirtschaftlichen, des Rechtlichen, des Politischen, des Geistigen, ja daß er schließlich das Psychische in seinen historischen Abwandlungen doch wohl für das geschichtlich Bestimmende hält. So oszilliert sein System zwischen historischem Materialismus und historischem Psychologismus.

Aber selbst dieser Psychologismus war den Gegnern Lamprechts reichlich verhaßt. Weniger weil er überhaupt Psychologismus war, den man einem Historiker schließlich nicht verübeln konnte, als weil er sozialpsychologisch interessiert war und der konventionellen heroischen Geschichtsauffassung jederzeit mit straffer Konsequenz zuwiderlief. Lamprecht untersuchte die »gesamtpsychischen« (kollektivpsychischen) Kräfte und sprach von dem »entscheidenden Drang der Massen« als dem großen Mysterium der Geschichte. »Gering und unbedeutend nur ist, was Menschen und selbst große Staatsmänner gegenüber jenem elementaren und unbewußten Handeln der Massen, das sich im allgemeinen Verlauf des Wirtschafts- und Gesellschaftslebens emporingt, vermögen.« Die Voraussetzung dieses Massenhandelns aber ist der sozialpsychische Zustand einer Zeit, das Typische der Zeitseele. Die Erklärung des Geschichtlichen ist die Selbstentwicklung eines sozialpsychischen Stufenbaus, den Lamprecht freilich mehr deduktiv als historisch-sachlich gezeichnet hat.

Eine Skizze von der Bedeutung Lamprechts wäre unvollkommen, gedächte sie nicht auch des Organizers. Gewissermaßen war schon die Deutsche Geschichte ein Organisationsproblem. Vollends war es Lamprechts historisches Seminar, das (als Betriebsform) vom Geist einer fast amerikanisch technischen Modernität geleitet war. Dies Technisch-Moderne ist vom Wesen

Lamprechts gar nicht zu trennen. Dahin mag es auch gehören, daß man an Lamprechts Art die Dinge zu sagen wie an dem seminaristischen Forschungsbetrieb eine gewisse Distinktion vermißt. Zu der organisatorischen Tätigkeit im Leipziger historischen Seminar, die den Schülern vom Standpunkt des Vorhin präzisierten Forschungsideals Gebiete und Methoden zuwies, kam die organisatorische Tätigkeit in der Herausgabe von Zeitschriften und Urkunden und historischen Sammelwerken. So gab Lamprecht die von Heeren und Ukert begründete Staatengeschichte heraus, so mit Helmolt das Weltbild der Gegenwart.

Man mag gegen Lamprechts wissenschaftliche Tätigkeit mancherlei auf dem Herzen haben. Unmöglich ist es diesem Mann Bedeutung abzusprechen. Er war einer von den modernen Menschen mit rasendem Motor, einer von den Nervösen, Leidenschaftlichen, von denen, die danach begierig sind viel Welt zu umfassen: einer jener nicht allzuhäufigen Deutschen, die über die Erde hinsehen, ihren Horizont ausweiten, geistige Weltpolitik treiben. Reden wir an seinem Grab nicht von den Trivialitäten, die er als Politiker gesagt hat, nicht von dem oft publizistisch Unvornehmen seiner Diktion, von der stenographierenden Bequemlichkeit seiner Terminologie, von Oberflächlichkeiten seiner spätern Geschichtschreibung. Reden wir von dem modernen Menschen: von dem Menschen, der über die Grenzen des Akademischen hinausstrebt, dem Wissenschaft eine Sache des Temperaments war. Reden wir mit Respekt auch von der fast gründerhaften Leidenschaftlichkeit seiner Initiative, seines Organisationstriebs. Reden wir von dem Menschen, der sich durch das moderne Tempo, das technische Tempo, durch den umfassenden Ehrgeiz seines geistigen Lebens und durch die Heftigkeit seines Arbeitens rascher verzehrte als die Harmloseren. Behalten wir das imponierende Bild eines Gelehrten im Auge, der seiner Nation und den Nationen neue historische Denkantriebe gab.

×  
 Ranke Der Verlag Duncker & Humblot in München gibt unter dem Titel Rankes

Meisterwerke in 10 Bänden eine Anzahl klassischer Arbeiten dieses Geschichtsschreibers heraus. Die Sammlung wurde mit einer 5bändigen Neuausgabe der Deutschen Geschichte im Zeitalter der

Reformation eingeleitet. Es ist das Werk, das wohl den Höhepunkt der ersten Periode des Historikers bezeichnet. In der von 1839 bis 1847 veröffentlichten Reformationsgeschichte greift Ranke auf die Arbeiten zurück, mit denen er seine Laufbahn begonnen hat; auf die Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 bis 1535, mit der Ranke 1824 hervortrat. Seit dieser Frühepoche, in der er mit einer selbst für seine Verhältnisse großen Hemmungslosigkeit produziert hatte, waren Jahre vergangen, in denen Ranke sich in den Archiven von Frankfurt, Berlin, Dresden, Weimar mit Stoff aus erster Hand beschwerte. Inzwischen war auch die Geschichte der Päpste ins Werk gesetzt. Sie war ein Dokument zwar nicht erschöpfender Bewertung, wohl aber einer Toleranz und einer menschlichen Klugheit, die dem 18. Jahrhundert Ehre gemacht haben würden. Naturgemäß lag indes der Schwerpunkt des Gefühls und der Interessen für Ranke nicht im Erleben romanisch-katholischer, sondern protestantisch-deutscher Kultur. So wurde die Reformationsgeschichte sachlich wie chronologisch die Bekrönung der ersten Forschungsperiode und vielleicht das Zentrum der Schöpfungen des Meisters. Es ist darum recht, daß der Verlag die Neuauflage dieses Werkes jetzt voranstellte.

Gebrauchen wir Worte wie Meister und Schöpfung, so sind sie in der Tat berechtigt. Es versteht sich, daß für uns Söhne einer spätern Generation, die neue Orientierungen sucht, Ranke zurücktritt, zum wenigsten für viele Jahre, in denen wir uns gar nicht mit ihm befassen, gar kein Bedürfnis empfinden ihm zu begegnen. Aber sind diese Jahre vergangen und kreuzen wir dann willkürlich oder aus Zufall wieder seine Straße, so staunen wir (in eigenem und neuem Urteil befestigt und durch das Bewußtsein gesicherten Abstands beruhigt) über den edlen Glanz dieser Begabung, die man altmeisterlich nennen müßte, hätte sie etwas von Gotik an sich. Sie ist wohl altmeisterlich, aber mit dem hellen Schimmer, mit der Beweglichkeit und der besonnenen Liberalität, die dem aus der Ära Louis XVI. abgeleiteten Klassizismus zu eigen waren. (Rankes Geburtsjahr war 1795.) Ganz gewiß, es lohnt sich Ranke zu lesen. Nicht in dem Sinn, daß er uns radikale Einstellungen geben könnte, deren wir bedürfen, um die Geschichte

für unser kämpfendes Dasein zu deuten. Wer dies von Ranke fordert, ist nicht alt genug ihn zu lesen. Seine Art von Historie hat ihren Reiz und Wert in ihrer unmittelbaren Menschlichkeit und in der gewissen Anmut natürlicher Anschauung. Man könnte beinahe (im allerbesten Sinn freilich) sagen: in dem Dilettierenden. Denn obwohl Ranke die Geschichtsforschung durch die Erschließung des Begriffs Urkunde ins Fachmäßige gerückt hat, und obwohl von ihm eine *kritische Schule* ausgegangen ist, ist Ranke doch zeitlebens formalistischer Zunftgeschäftigkeit ferngeblieben: immer behielt er die absolute, still beherrschende Leichtigkeit des Arbeitens, der Verwertung, der Einschätzung. Man darf ihn mit seiner Schule wahrlich nicht verwechseln.

Man weiß nicht, wie es kommt, aber es ist so: Ranke gilt als lediglich politischer Historiker im engsten Sinn des Worts. Dies Bild ist unzureichend. Ranke hat sich in der Geschichte der Päpste ausgiebig mit der päpstlichen Staatswirtschaft befaßt. Die Reformationsgeschichte enthält eine Menge von Schilderungen des Kulturell-Zuständlichen. Wahr ist jedoch, daß diese Schilderungen des Kulturell-Zuständlichen für unser Bedürfnis, das sich in der Betrachtung des Zuständlichen auf allen historischen Gebieten nicht genug tun kann und sich vom Ereignisartigen wie besonders vom Historisch-Politischen (im engsten Sinn des Worts) leicht abkehrt, noch nicht den genügenden Umfang haben, und daß sie (dies ist die Hauptsache) bei Ranke noch nicht deutlich in das Verhältnis von Ursache und Wirkung aufgenommen sind. Man vermißt bei Ranke (zum wenigsten in dieser ersten Epoche und ihrem Hauptwerk, der Reformationsgeschichte) die Disziplin eines strengen wissenschaftlichen Kausalitätsbegriffs. Man findet alles in dieser Reformationsgeschichte: politische, wirtschaftliche, Geistesgeschichte. Aber die Elemente des Daseins sind da, wie im Leben selbst, eigentlich nicht durch Begriffe von Ursachen verbunden, sondern fast lediglich durch Erscheinung, durch Darstellung. Sie stehen bei einander, neben einander. Man fühlt nichts von Systematik. Man empfindet das historische Bild bei Ranke als flächig, als zweidimensional. Man empfindet es gleichsam als unverbindlich. Natürlich steht damit alles bei Ranke im Zusammenhang: vor allem die spielende Raschheit des Arbeitens in den



Urkunden, bei denen Ranke, so geschickt er sie ausbeutete, so sehr er sich daraus mit Wesentlichem sättigte, mustergültig wenig Zeit verlor, ganz anders als seine mittelmäßigen Epigonen von der *kritischen Schule*, die ihr Leben lang an zwei Urkunden ersticken.

So etwa ist Nachteil und Vorteil bei Ranke beschaffen. Der Adel der Darstellung deckt schließlich das Problematische des Wesens: dies Problematische selber hält sich in der Schwebel. Anschauung und Sprache sind spontan, doch nie ohne das Maßvolle humanistisch erzogener Empfindung für Distanzen. Das Klassische des Begriffs und des Worts gewinnt umgekehrt wieder die Vibration relativer Modernität.

Man tut sehr gut daran zu Zeiten für Stunden und Tage zu diesem Historiker zurückzukehren, in dem etwas von der Überlieferung des Goetheschen Zeitalters weiterlebt. Verkehrt wäre es einfach von ästhetischer Historie zu reden. Zu lebendig ist dafür das Sittlich-Menschliche, das allerdings die Liebenswürdigkeit des Natürlichen besitzt.

Es kommt darauf an Ranke so auf seinen formalsten Wert hin zu würdigen, nicht auf geschichtswissenschaftliche Inhalte, die wir längst anders sehen.

× **Kurze Chronik** Zum Nachfolger des Historikers Heigel im Präsidium der bayrischen

Akademie der Wissenschaften und in der Generaldirektion der wissenschaftlichen Sammlungen des bayrischen Staats wurde der klassische Philologe Otto Crusius ernannt. × Professor Dr. Dieterich Schäfer ist bei seinem 70. Geburtstag in Anerkennung seiner historischen Forschungen über den Stand der religiösen und kirchlichen Fragen im Zeitalter der Reformation zum Ehrendoktor der theologischen Fakultät der Berliner Universität ernannt worden.

## KUNST

### Bildende Kunst / Lisbeth Stern

**van Gogh** Die Briefe Vincent van Goghs an seinen Bruder, die wir bisher nur aus einer sehr kurzen Auswahl kannten, sind nunmehr vollständig, von Kleindiebold übertragen, bei Paul Cassirer in Berlin erschienen. Sie umfassen 2 große Bände von etwa je 600 Seiten. Wohl nur von wenigen Menschen sind so umfassende Dokumente vorhanden

wie hier von van Gogh. Von Anfang an unbedingt befreundet mit seinem Bruder, wenig zusammen mit ihm, mit dem Bedürfnis alles, was er innerlich erlebt, auszudrücken: alles das kommt zusammen, um hier ein fast vollständiges Abbild seines ganzen Lebens zu geben. So sehr lebendig ist es, daß man von den Briefen ähnlich steht wie vor manchen Menschen im Leben, und wie damals auch sein Bruder Theo ratlos genug mag gestanden haben. Die Briefe sind mehr als ein Tagebuch zu nehmen. Sie geben die ungefüge und leidenschaftliche Seele van Goghs voll wieder. Und bei dem allen muß man sich doch immer wieder über die sehr große intellektuelle Kraft wundern, mit der er überall seine Erlebnisse darzustellen weiß. So kreuzen sich die stärksten Eindrücke unbedingt Verehrung vor van Goghs Ernst und seinem harten Wollen mit starkem Unmut gegen vieles. Vor allem Ungeduld gegen sein unendliches Spintisieren.

In den allergrößten Umrissen sehe ich seine Person etwa so: Ganz im innersten bäurisch und plump, vor allem ohne eine kleine Spur von Gelenkigkeit und Anpassung. Er hat ohne alle Frage große intellektuelle Fähigkeiten. Aber er sitzt mit ihnen wie auf einem Isolierschemel, denn mit der Welt selbst, mit den Menschen und Dingen, hat er nirgendwo einen wirklichen Konnex; er will mit aller Gewalt zu ihnen, aber das Zurück der Dinge zu ihm selbst versagt fast überall. Der Kern seiner Natur scheint mir darin zu stecken, daß er einen so übergewaltig verbissenen Willen hat, daß er damit alle kleinen und feinen Lebensbeziehungen um sich vollständig zerstört. In diesem großen Wollen wurzelt aber auch die Größe seiner Kunst. Diese Kraft in ihm, die in manchmal ganz entsetzlicher Gewaltigkeit herauschießt, die alles zwingen will, ist der Grund seiner Kunst. Von Natur, was man Anlage und Talent zu leichter und flüssiger Wiedergabe nennt, hat er in meinen Augen kaum etwas. Seine Hände sind so un gelenk, steif und klobig, daß sein Zeichnen aus der ersten Zeit auch nichts von dem Feuer hindurchläßt, das in ihm lebt. Es war, als wenn ein jedes Ding sich vor ihm versperrte und nicht gezeichnet sein wollte, als stäke es im Sack und könne nicht heraus. Und da hat nun van Gogh durch sein ganzes Leben um die Dinge und um seine Kunst Stück für Stück gerungen. Er hat vor der Natur und nach

Modell jede Kleinigkeit immer und immer wieder gezeichnet, bis sie dann endlich unter seinen schweren Händen wieder Leben bekamen. Nie sah er in den Dingen nur ein Modell so oder so zu machen, sondern er wollte es in seiner Ganzheit erzwingen. Den grabenden Mann allein wollte er nicht sondern mit ihm den Wind, der über das Feld ging und den der Mann fühlte, seine Ermüdung und so weiter fort. Wenn ich nicht irre, muß in der Art seiner Kunst eine gewisse Verwandtschaft zu Zola sein (unbesehen des Stücks Beschaulichkeit, das in Zola liegt). Und erst wenn man sieht, wie van Gogh den Zola auffaßt, fühlt man wieder mit aller Lebendigkeit dessen Bedeutung, die der Gegenwart fast verloren gegangen ist. Wie unendlich viel bedeutete dem Künstler von damals ein Modell. Nicht nachgemalt soll es werden, auch ist es nicht nur ein Mittel für die eigene Produktivität, sondern die Künstler sehen in ihm eine Art Verkörperung, Zusammenziehung der großen Natur, und diese wollen sie mit einer wahren Brunst erfassen. Die Natur hat ihnen etwas vom Strom, und nur ihre Gewalt und Dynamik fühlen sie. Auch werten sie Menschen und Landschaft fast ausschließlich danach, wie weit sie an dieser Kraft teilzuhaben scheinen. Bei van Gogh kommt noch seine starke Religiosität hinzu, die in verschiedenen Formen ihm immer eigen war. Wenn er auch in der spätern Zeit die theologischen Tendenzen seiner Jugend sehr scharf ablehnte, so bleibt Religion doch in ihm. Ich sehe sie zum Beispiel in der Art, wie er gerade Millet immer schätzte, und dann auch vor allem in dem nie verlöschenden Gemeinschaftsgefühl, das er mit allen Zertretenen und Gebeugten fühlte. In einer andern und fröhlicheren Form sehe ich sie auch in den Bildern aus seiner reifsten Zeit, die etwas von einer goldenen und verklärten Kindlichkeit an sich haben. So ungefähr ist in meinen Augen das Wollen seiner Arbeit gewesen, die nach all dem Schweiß auch wirklich den Ertrag ihres Ringens hat ernten können. Das Bild seines Lebens ist ein ganz anderes, und es gehört wohl zu den traurigsten Leben, die überhaupt gelebt wurden. Immer scheint van Gogh unter dem Bann einer Anspannung zu stehen, die ihn treibt alle Dinge des Lebens in ihrer Eigentlichkeit selbst erfassen zu wollen. Er will die Wahrheit der Religion, Christus selbst will er, er will die Wahrheit in allen Lebensbeziehungen,

und alles, was er gibt, von Angesicht zu Angesicht. So merkt er nicht, wie durch ihn selbst so vieles um ihn herum verbrennt und versengt wird, und es liegt in seinem drängenden Verhalten zu den Menschen manchmal etwas, das wie Schamlosigkeit berührt. Bis zu seinem Tod ist wohl keine Zeit, in der er das Leben mit der Bescheidung hat führen können, die dafür nun einmal nötig zu sein scheint.

Sein Leben verlief etwa so: Er wurde im Jahr 1853 als Sohn eines Pfarrers in Zundert, einem holländischen kleinen Ort dicht an der Grenze von Brabant geboren; 4 Jahre später sein Bruder Theo. Die Schule wird ihm nicht sonderlich leicht. Mit 16 Jahren entscheidet er sich, weil sein Onkel ein sehr angesehener Kunsthändler war, für den gleichen Beruf. Er tritt bei ihm als Lehrling ein und kommt mit 20 Jahren in ein Zweiggeschäft von Goupil nach London. In diesen Jahren waren seine Vorgesetzten mit seinen Leistungen und seinem Eifer durchaus zufrieden, und sein Leben scheint damals ohne wesentliche Hemmungen verlaufen zu sein. In London wollte er sich mit der Tochter seiner Wirtin verloben, die aber bereits anders gebunden ist. Von nun ab fängt sein Leben an krauser zu verlaufen. Nach mehrfachem Ortswechsel und Mißstimmung bei seinen Chefs gibt er den Beruf auf, und nun kommen immer erneute Versuche einen Lebensberuf zu finden, der ihn den Menschen nahe hält und ihn befähigt ihnen zu helfen. 3 bis 4 Jahre dauern die Versuche, aber immer wieder wird er durch eigenes Unvermögen zurückgeworfen. Der Lehrer- und Predigerberuf verschließt sich ihm trotz seines eisernen Willens und der asketischen Demut. Die Leistungen sind gering, und die Vorgesetzten unzufrieden. Vor allem in der Zeit, als er sich zum Theologiestudium vorbereiten will, klagt er immer wieder über die Leere und das Brennen im Kopf. Die Leblösigkeit des zu Lernenden macht ihn, der später so überaus intelligente Spekulationen über seine Kurist anstellt, hier beschränkt und starr. Trotz seines Wollens kann er der theologischen Materie kein Leben geben, und seine Seele quält sich blutig, daß sich Christus ihm versage. Er versucht es mit praktischer Mission im Borinage. Er ist bei den allergeringsten Arbeiten mit demütiger Geduld und Selbsterniedrigung, aber der Segen und die Gemeinschaft mit Christus bleiben auch hier aus. Schließlich

verblaßt ihm das Ziel, und da nichts Neues an seine Stelle tritt, schlägt er die Tage ohne rechte Arbeit tot. Nur daß er sehr viel liest, in erster Reihe Romane. Da seine Eltern selbst nur ein kümmerliches Auskommen haben, ist ihnen das Scheitern in Vincents Beruf eine schwere Last. Daß ihm die Kunst lang schon im Blut lag, geht aus der Art hervor, wie er in seinen Briefen Gesehenes schildert, immer aus dem Gesichtspunkt des Malers heraus. Dann und wann hat er auch früher gezeichnet, aber wirklich als eigentliche Arbeit setzt das Malen erst im Jahr 1880 ein. Von da ab hat van Gogh es aber nicht eine Minute mehr aus den Händen gelassen. Während eines Aufenthalts bei seinen Eltern hatte ihn eine sehr leidenschaftliche Liebe zu einer Verwandten, einer jungen Witwe, gefaßt. Sie wies eine Verbindung mit ihm ab, und da ist wieder die phantastische und eigensinnige Seele van Goghs, die es einfach nicht glauben will. Er hängt sich an die Frau mit einer leidenschaftlichen Verbissenheit, die auf alle unwürdig wirken muß. Da er endlich die Unmöglichkeit einsehen muß, geht er nach dem Haag, um zu malen, in sich die schwere Kränkung der Zurückweisung. Und noch eben mit dieser fressenden Wunde in sich trifft er auf der Straße eine schwangere arme Frau, die die ganze Grausamkeit des Lebens an sich hatte fühlen müssen. Und seine Seele in ihrem ganzen Durst und ihrem Schmerz geht hin zu dieser Frau. Zwei Mißhandelte. Er lebt mit ihr und ihrem ältern Kind zusammen, und als es zur Entbindung kommt, die bei ihrem geschwächten Zustand sehr zu fürchten war, bringt er sie nach dem Krankenhaus. Während der Zeit richtet er ein kleines Haus ein, das er für sie, sich und die Kinder gemietet hat. Diese kurze Zeit ist in meinen Augen eigentlich die einzige, die so wirklich den Segen des Lebens in sich trägt. Wenn er auch jetzt dann und wann mit seinen Theoremen über das Leben hinauschießt, so trifft man doch auf Sachen, so voll von rührender Wärme, daß sie mir wertvoll sind wie Worte aus dem Evangelium. Wie er ihre arme Seele aufblühen sieht, wie er die kleine Wiege besorgt, und wie überall unter seiner demütigen Liebe alle die kleinen Dinge ihr warmes Leben bekommen, ist unglaublich schön. Aber auch das dauert nicht lange. Es geht ihm gut, und mit neuer Kraft wendet er sich mit seiner ganzen Konzentriertheit und Einseitig-

keit wieder zur Arbeit. Vielleicht aus der Vereinsamung heraus, die für die Frau daraus erwuchs, beginnt sie von neuem ihr Leben von früher. So kommt es nach 2 Jahren zur Trennung, die ihm aber einen harten und tiefen Schnitt gibt. Auch die Trennung von dem kleinen Kind, an dem er sehr hängt, ist ihm schwer. Von diesem Moment an bleibt außer der Freundschaft mit Theo ihm nur die Arbeit. (Ein kurzes Verhältnis 2 Jahre später zu einem Mädchen in seiner Heimat ist nicht von tieferer Bedeutung für ihn gewesen.) Zuerst geht er auf die Antwerpener Akademie, dann 1886 nach Paris, wo er mit seinem Bruder Theo zusammenwohnt. Zu Anfang war das Zusammenleben fruchtbar und gut, dann machen ihm aber allerhand Mißstimmungen wieder ein Ende. Vincent geht im Jahr 1888 nach Arles, und in dieser Zeit ist seine Kunst am reinsten zu Gestalt gekommen, so daß sie wirkliche Naturkraft auszustrahlen scheint. Die Schwere und Körperlichkeit seiner Anschauung ist geliebt, aber sie ist schlackenlos und rein geworden, daß nur die Seelenart eines Kindes ihr gleichzusetzen ist. Dann und wann spielt aber hierherin schon etwas von der Gewaltsamkeit, die dann seine Kunst zum Ende führte. Es ist als wenn die kolossale Dynamik seiner Natur die Dinge hier und da zu durchreißen droht, und die Signatur, in der er zeichnet, ist wie ein Flammenornament. Die übergewaltige Fruchtbarkeit, die sich auf ihn ergoß, floß über und jagt ihn ins Horrende. Sonnen und immer wieder Sonnen macht er, Sonnen, die auf- und untergehen, und obschon er etwas von der Gewalt des Lichts wirklich zu fassen vermocht hat, glaubt man doch einen Zusammenhang darin zu sehen, daß schließlich seine Kunst, die so sehr ins Unmaß drängt, sich selbst zerschellen muß. Seine Krankheit, die mit leichten Anfällen schon eine Reihe von Jahren auf ihm liegt, packt ihn jetzt hart an. Interniert wurde er, als er sein Ohr abschneidete, um es einem Mädchen im Bordell zum Geschenk zu machen. Als er aus der Anstalt entlassen war, flohen ihn seine Nachbarn, und Theo bringt ihn in eine Anstalt in Saint Remy. Nach wieder einem Jahr zu Dr. Gachet in Auvers-sur-Oise, der sich seiner als Arzt und Freund mit großer Verehrung annimmt. Als dann van Gogh im Jahr 1890 einen neuen Anfall seiner Krankheit kommen fühlt, versucht er sich mit einem Schuß zu töten. 2 Tage darauf

stirbt er in Gegenwart seines Bruders; der ein Jahr später ihm nachfolgte.

× **Kurze Chronik** In Nordfrankreich fiel auf dem Schlachtfeld Albert Weisgerber. Er war 1878 geboren, arbeitete sich aus dem Handwerk herauf, kam an der Münchener Akademie in die Stuckklasse und wurde bald unter den Münchener Jungen der am meisten anerkannte. Die entscheidende Wendung brachte dann Paris. Was zwischen Manet und Cézanne lag, wurde für Weisgerber Vorbild. In München hat Weisgerber viel dazu beigetragen den Horizont der etwas problematischen Kunststadt über das Örtlich-Herkömmliche hinaus auszuweiten. Das Vertrauen Gleichstrebender machte ihn zum Führer der 1914 gegründeten Neuen Münchener Sezession. Durch seinen Tod erleidet das ganze Münchener Kunstleben einen schweren Schlag. Denn Weisgerber war nicht Kunstpartei; wie er aus der alten Sezession hervorgegangen war, so umspannte sein Streben, nach vorwärts wie nach rückwärts orientiert, ein umfassendes Ideal von Kunst. Das Andenken seiner liebenswerten, mit geschmeidiger Kraft begabten Persönlichkeit steht allenthalben in Ehren. × In seiner Heimatstadt Faaborg starb Jens Birkholm. Sein Name wurde in Berlin bekannt, als er vor einer Reihe von Jahren mit merkwürdig eindrucksvollen sozialen Bildern vor die Öffentlichkeit trat. Man sah es ihrer düstern Grundstimmung wohl an, daß der Maler von leidenschaftlichem Mitempfinden für die Armen und Elenden beherrscht war. Dieser ausgeprägte Zug seines Wesens trieb Birkholm (der bis zu seinem Tod der Sozialdemokratie angehörte und politisch stets lebhaft interessiert war) immer von neuem zur Wahl sozialer Stoffe. Daneben aber gab er in einer großen Zahl von Landschaftsbildern Wald, Heide und Meer seiner dänischen Heimat wieder. Die Leser der Sozialistischen Monatshefte kennen sein Porträt unseres Ignaz Auer, das hier im Jahr 1904 reproduziert wurde. Die Nachricht von seinem frühen Tod wird alle, die den Menschen Birkholm kennen, mit Schmerz erfüllen.

#### Musik / Edgar Istel

Haller † Der Stiftskanonikus und Geistliche Rat Michael Haller, einer der hervorragendsten katholischen Kirchenmusiker

Deutschlands, ist, 75 Jahre alt, in Regensburg gestorben. Am bekanntesten sind seine zahlreichen Messen zu 4, 5, 6 und 8 Stimmen, von denen eine 4stimmige es zu nicht weniger als 37 Auflagen brachte. Auch viele Motetten, Lamentationen, Psalmen, Litaneien, Oratorien, Mariengrüße usw. rühren von ihm her und fanden weite Verbreitung. Seinen weltlichen Kompositionen (Lieder, Chöre, Melodramen, Streichquartette usw.) wurde diese freilich nicht zuteil. Von den wertvollen Schriften Hallers hat es ein Vademecum für den Gesangsunterricht zur 13. Auflage gebracht. Wichtiger noch ist seine Kompositionslehre für den polyphonischen Kirchengesang. Als gediegener Kenner Palestrinas, an dessen großer Gesamtausgabe er mitarbeitete, ergänzte er sehr stilecht den verloren gegangenen 3. Chor zu 6 12stimmigen Sätzen dieses größten katholischen Kirchenmusikers.

× **Saint-Saëns** Der hochbetagte Altmeister der französischen Musik Camille Saint-Saëns scheint

nach dem verunglückten Ausflug in die Politik wieder reumütig zu seiner Kunst zurückgekehrt zu sein. Er veröffentlichte vor kurzem bei Durand in Paris mehrere neue Kompositionen, die zum Teil aufs neue seine hohe Musikkultur bekunden. Am schwächsten ist allerdings ein Duo für Violine, Violoncell und Orchesterbegleitung, opus 132, La muse et le poète betitelt. Mehr hat die Muse dem Poeten in den neuen 6 Etuden für die linke Hand allein, opus 135, zu sagen gewußt, von denen Alla Fuga und Bourrée Kabinettstücke, dazu von hohem instruktiven Wert, sind. Das hervorragendste neue Werk des bald 80-jährigen, immer noch schaffensfreudigen Künstlers betitelt sich Tryptique, für Violine und Piano, opus 136. Der 1. Satz, Premice, und namentlich der 2., Vision congolaise, sind bester Saint-Saëns, während der Schlußsatz, Joyeuseté, etwas abfällt.

In deutschen Konzertsälen dürften diese Werke wohl erst erklingen, wenn die Bekundung besserer Einsicht des Komponisten und der Friedensschluß die Erinnerung an die grotesken Beschimpfungen unserer Nation durch den früher bei uns Gefeierten ausgelöscht haben werden.

× **Kurze Chronik** Auf dem Schlachtfeld fiel als Leutnant der Reserve einer der hervorragendsten französischen Musikforscher;

Jules Ecorcheville. Ein tragisches Schicksal hat damit gerade einen der wenigen führenden Franzosen dahingerafft, die das Deutsche wie ihre Muttersprache beherrschten, Deutschland genau kannten und im Sinn einer deutsch-französischen Annäherung unermüdet bis kurz vor Kriegsausbruch tätig waren. Ecorcheville war Vorsitzender der Internationalen Musikgesellschaft und leitete deren Kongreß in Paris im Juni vorigen Jahres. Er hatte zahlreiche Freunde in Deutschland, mit denen er sogar nach Kriegsausbruch noch korrespondierte. × Fast 80jährig ist Siga Garsò in Wien gestorben. Er war am 17. September 1836 in Kecskénét in Ungarn geboren. Erst Theologe, dann lange Tenorist, mußte er infolge einer bei dem Kölner Stadttheaterbrand erlittenen schweren Stimmerkrankung sich fernerhin als Gesangspädagoge betätigen, wobei er, als ein Schüler Gentiluomos, sich einen ausgedehnten Schülerkreis erwarb. Seine Erfahrungen legte er in dem Werk Schule der speziellen Stimm-bildung auf der Basis des losen Tons /Berlin, Vieweg/ nieder. × Eine 4-sätzigte Serenade für Orchester hat Heinrich G. Noren vollendet. × Eine Freilichtaufführung des Siegfried bereitet die amerikanische Harvard-universität in dem Stadion zu Cambridge vor; Alfred Hertz, der berühmte Wagnerdirigent, wird diese Auf-führung leiten. Danach steht es also mit dem vielbesprochenen deutschfeindlichen Geist dieser Universität nicht all-zu schlimm. × Wohl der namhafteste englische Dirigent der Gegenwart, Sir Henry Wood, der sich um die Propaganda deutscher moderner Musik außerordentlich verdient machte, wurde zum Direktor des National Conservatory in Sidney ernannt. × Infolge des Kriegs ist Adeline Patti, die 72jährig auf ihrem Schloß bei Brecknock in Wales lebt, aus ihrer langjährigen Abgeschiedenheit herausgetreten und hat in einem Londoner Wohltätigkeitskonzert wieder-um, wohl zum letztenmal, ihre einst so berühmte Stimme ertönen lassen. × Der große Pianist Ignaz Paderewski versucht gegenwärtig eine bedeutende Hilfsaktion für sein Vaterland ins Werk zu setzen. Amerikanischen Freunden teilte er mit, nach offiziellen Berechnungen seien nicht weniger als 120 Städte und 400 Dörfer Polens vollständig zerstört, was einen Schaden von fast 5 Milliarden Mark bedeute. 10 Millionen Menschen seien ohne Nahrung und

Obdach, 17 Millionen leiden unter den Schrecken des Krieges. × In Paris hat sich unter Führung des berühmten frü-heren Tenoristen und jetzigen Gesang-lehrers Jean de Reszke ein Komitee ge-bildet, dem die Millionäre Vanderbilt, Morgan, James Hazett Hyde und der geschäftliche Leiter der New Yorker Metropolitan Opera Otto Kahn ange-hören, zu dem Zweck eine Hilfsaktion für notleidende französische und belgische Musiker einzuleiten, denn nicht weniger als 40 Opernhäuser sind in beiden Ländern infolge des Kriegs geschlossen. Man beabsichtigt im Théâtre des Champs Elysées unter der künstlerischen Leitung von de Reszke und der geschäftlichen von Henry Russell, dem Direktor der Bostoner Oper, gleichzeitig eine Freischule für amerikanische Musikstudenten zu errich-ten, die so die Möglichkeit hätten sich im Operngesang zu vervollkommen. × Die Weltausstellung in San Francisco hat vor kurzem ihren 8000 Personen fassenden Riesenkonzertsaal, der mit einem Kostenaufwand von 10 Mil-lionen Mark erbaut wurde, mit einer Wie-dergabe des Meistersingervorspiels un-ter Hadley eingeweiht. Die Akustik hat nicht sehr befriedigt, und nun sollen um-fangreiche Verbesserungen gemacht wer-den. × Der aus Berlin stammende ame-rikanische Operndirektor Oscar Ham-merstein, dessen gewagte Spekulationen lange Zeit die Opernwelt erregten, hat sein New Yorker Opernhaus mit großem Verlust verkaufen müssen; es wurde von der Gerston-Cramer Company für etwa 4 Millionen Mark erwor-ben, während es ihn über 5 Millionen gekostet hatte.

× **Literatur** In den Kleinen Musikerbio-graphieen /Leipzig, Breit-kopf & Härtel/ ist eine Arbeit Arthur Neissers über Giu-seppe Verdi erschienen. Der Ver-fasser, der längere Zeit in Italien lebte, gibt in diesem schätzenswerten Büchlein vor allem eine gediegene Auswahl aus der neuern italienischen Verdiliteratur, die in manchen, dem deutschen Leser unbekanntem Einzelheiten viel Neues zur Charakteristik des großen Opernmeisters bringt. Wo das Büchlein dieser Eigen-schaft einer guten Kompilation treu bleibt, wirkt es recht erfreulich. Weniger kann ich mich mit denjenigen Stel-len befreunden, wo der Verfasser einige merkwürdige eigene Urteile über Verdi geben zu müssen glaubt. Was soll

man zum Beispiel, wenn man Verdis Briefe aufmerksam gelesen hat, dazu sagen, daß der Verfasser dem Maestro »im tiefsten Herzen eine Art von Abscheu vor dem Theater« andichtet, jenem Mann, dessen Lebenselement geradezu das musikalische Drama war? Wendungen wie »die drittpopulärst gewordene Kavatine«, »das noch furchtbarere Los einer zu Boden geschlagenen Väterlichkeit«, »die ganze Ewigglütigkeit der reinen Mädchenliebe« sollte ein geschmackvoller Autor vermeiden. Der erste Urheber des Aidabuchs ist unrichtig bezeichnet: der Ägyptologe hieß Mariette, nicht Manetti. Neissers Darstellung der König Lear-Angelegenheit ist unzutreffend (seine italienischen Quellen waren unzuverlässig); das in Verdis Nachlaß aufgefundene Textbuch ist nicht von Verdi selbst sondern von Somma, dem Autor des Maskenballtextes, verfaßt. Eine Tabelle der Werke Verdis als Anhang erhöht die Brauchbarkeit des Büchleins, das durch eine sorgfältige Überarbeitung noch sehr gewinnen dürfte.

## KULTUR

### Kunstgewerbe / Paul Westheim

**Berlin: Groß-**Der Wettbewerb, den die **markthalle** Stadt Berlin zur Erlangung einer Großmarkthalle ausgesprochen hat, bildet das genaue Gegenstück zum Opernhauswettbewerb unseligen Angedenkens. Der größten Bauaufgabe auf Jahrzehnte hinaus steht hier eine zweitgrößte zur Seite, die in der Vorbereitung wenigstens eine ebenso dilatorische Behandlung erfahren hat. Bei dieser Markthalle für den Großhandel mit Gemüse, Obst, Wild, Geflügel und Fischen, einer Halle für etwa 3000 Stände, einem Projekt, dessen Gesamtkosten auf über 34 Millionen Mark veranschlagt worden sind, der größten Hallenanlage des gesamten Kontinents, wenn nicht der ganzen Welt, handelt es sich um ein Bauvorhaben, wie es ganz selten einmal vorkommt. Ein harmloser Mensch würde annehmen, daß ein solch gewaltiges Projekt mit einer Sorgsamkeit ohne gleichen vorbereitet würde, daß man alle Nebenrücksichten beiseite setzte und bei einem Wettbewerb als Teilnehmer und als Preisrichter die (und nur die) Leute herbeizöge, die auf diesem Gebiet des Großhallenbaus gewichtige Leistungen vorzuweisen haben. Wie man beim ersten, in seinem Ergebnis ja als

unmöglich erkannten Opernhauswettbewerb unter Umgehung aller geeigneten Kräfte vom Ministerium einige der Behörde genehme Leute zur Ausarbeitung von Plänen aufgefordert hat, so hat man bei der Personenwahl für diese Markthalle in der Berliner Bauverwaltung eine Unkenntnis der vorhandenen architektonischen Kräfte bekundet, die, wenn sie nur Unkenntnis ist, grotesk zu nennen wäre. In Deutschland sind bedeutende Markthallenanlagen von Schachner in München, Berg in Breslau, Elsässer in Stuttgart geschaffen worden; Poelzig und Behrens haben Ingenieurarchitekturen von weitestem Ausmaß trefflich bewältigt. Dutzende von weiteren Namen wären zu nennen. Aber kein einziger von ihnen ist für die maßgebende Stelle in den Berliner Bauämtern für diese Aufgabe in Betracht gekommen. Nicht einmal für das Preisgericht hat man sich ihrer Erfahrungen zu bedienen gewünscht. Dieses Preisgericht darf man wohl ein Kuriosum nennen. Es setzte sich zusammen aus 3 Berliner Stadtverordneten, 1 Stadtrat und, außer dem Berliner Stadtbaurat, aus dem Oberbaurat Hoffeld, Spezialisten für Kirchenbau gotischen Stils, und dem Baurat Schwechten, Spezialisten für Schloß- und Kirchenbau romanischer Stilart. Allerdings fand sich in den Bestimmungen noch der Passus, daß das Preisgericht berechtigt wäre Sachverständige für Eisenhallenbau hinzuzuziehen. Eine Bestimmung, die bereits das Hohnlachen der Architekten hervorgerufen hat, denn es ist doch ein merkwürdiges Sachverständigenkollegium, das befugt ist sich wirkliche Sachverständige heranzuziehen zu dürfen. Ebenso sehr scheint man bei der Auswahl der Wettbewerber auf durch keinerlei Sachkenntnis getriebene Personen versessen gewesen zu sein. Zur Psychologie unseres Wettbewerbswesens wäre es höchst lehrreich, wenn die architektonische Fachpresse oder die architektonischen Fachvereine einmal aufhellen würden, welche Art Beziehungen zu einer solchen Aufgabe es gewesen sein könnten, die im Berliner Stadtbauamt gerade auf diese Namen kommen ließen. Warum Landsberg, Köppen, warum eine Architektorkitschfabrik wie Cremer & Wolffenstein? Warum Körte? Warum Jansen, den Städtebauer, dem man eine städtebauliche Aufgabe wie die Bebauung des Treptower Geländes, für die er bekanntlich einen genialen Vorschlag ge-

macht hat, mit der ganzen Gewalt des Ressortbureokratismus vorenthält, um ihn gleichzeitig für eine Aufgabe aufzufordern, die er nicht zu bewältigen vermag, und die er trotz des zuerteilten Preises auch nicht in künstlerischem Sinn bewältigt hat? Der andere Preisträger ist Körte, dessen Hallen architektonisch ganz undiskutabel sind. Sieht man von der Ingenieuranlage ab (es stehen sich in den beiden Preisarbeiten zwei völlig entgegengesetzte Systeme gegenüber, die zu beurteilen dem Ingenieurfachmann überlassen bleiben muß), so hat dieser befremdliche Gebrauch, den man hier mit der Institution des engern Wettbewerbs getrieben hat, zu keinerlei Ergebnis geführt. Es ist keine einzige Markthalle entstanden, die der Größe des Objekts oder der ausschreitenden Kommune würdig wäre. Architektonisch auf der Grundlage auch nur eines der hier gemachten Vorschläge weiter bauen hieße eine der größten Architekturaufgaben so verplempern, wie ohne den Einspruch des preußischen Landtags die Opernhausarchitektur verplempert worden wäre. Auch das Jansensche Projekt, das in Ermangelung eines Bessern von dem Preisgericht an die erste Stelle gerückt worden ist und einigen Beifall in den Zeitungsstapeln gefunden hat, ist durchaus keine Bewältigung dieser bedeutenden Aufgabe. Die Regelung, das heißt Zentralisierung des Verkehrs an einer leicht zu überwachenden Stelle, die Jansen vorschlägt, verrät die Hand des städtebaulichen Verkehrstechnikers. Auch der Gedanke die Anlage in 2 riesige, gleichförmige Hallen aufzuteilen ist glücklich. Allein die Architektur dieser Hallen: bei aller Einfachheit und simplen Einheitlichkeit ist das doch keine Architektur, sondern das sind Ausstellungsscheunen Kölner Werkbundformats. Je mehr man sich damit beschäftigt, um so klarer muß einem die Unmöglichkeit solcher Architekturgestaltung werden. Es genügt die Verbindung zwischen diesen beiden Hallen zu betrachten. Für einen Architekten der Vergangenheit wäre zwischen 2 symmetrischen, langgestreckten Massen die einzig denkbare Verbindung eine gewichtige, beide Glieder überragende vertikale Masse gewesen. Hier ist genau das Gegenteil geschehen. Die beiden Hallen werden durch ein Loch, ein großes Vakuum verbunden, in das ein ebenso unsachliches wie kümmerliches Türmchen hineingesetzt ist. Ein niedriger Gebäudetrakt,

der noch nicht die halbe Höhe der Hallen erreicht, soll einen Konnex schaffen; das bißchen Gemäuer versinkt aber innerhalb der Riesenmassen der Hallen. Ein Zentrum aufzuführen, das diesen Hallen Halt gegeben hätte, verbot sich aber schon aus wirtschaftlichen Gründen. Es wäre dann eine Architektur um der Architektur willen entstanden, eine Masse gleich dem Riesenhohlraum, mit dem Hoffmann in seinem Opernhausprojekt den Giebel des Bühnenaufbaus an die Fassade heranzuziehen versuchte. Daß solche Scheinarchitektur für eine Berliner Markthalle das Gegebene wäre, dürfte wohl niemand zu behaupten wagen.

× **Verwaltungsgebäude** Die würdige Lösung einer schon durch ihren Umfang bedeutenden Bauaufgabe ist das Verwaltungsgebäude, das die Nordsternversicherungsgesellschaften sich in Schöneberg, dem neuen Rathaus gegenüber, errichten ließen. Der Architekt ist Paul Mebes, den Lesern dieser Zeitschrift durch die vorbildlichen Kleinwohnungsanlagen, die er den aus den Mietskasernen herausstrebenden Mitgliedern des Berliner Beamtenwohnungsvereins organisierte, als sozial wirkender Baumeister bekannt. Diese Tätigkeit mag es gewesen sein, die in der Lebensversicherungsgesellschaft auf diesen Mann aufmerksam werden ließ. Man hat ihn nämlich nicht auf dem Umweg eines weitern oder engern Wettbewerbs gefunden sondern ihm als einem Mann des Vertrauens geradezu den Bauauftrag gegeben, mit dem Erfolg, daß ein hervorragendes Dokument unserer neuen Baukultur entstand. Es war hier ein Bureauhaus zu konstruieren für einen Betrieb, der etwa 900 Beamte umfaßt und etwa 1 Million Akten im Umlauf hat. Also ein riesiges Haus, das seinem äußern Umfang nach alte Bauten, wie etwa den Palazzo Pitti, weit hinter sich läßt. Derartige Verwaltungsbauten, besonders, wenn es sich um ein Bankinstitut oder eine Behörde handelt, werden gemeinhin auch bei uns so angelegt, daß man für das Publikum aus Treppenhäusern, Kassenhallen, Aufsichtsrats- und Direktorialräumen einen dekorativen Schauteil schafft, während der Teil, um dessentwillen das ganze Haus eigentlich gebaut wurde, der Teil, in dem die Verwaltungsarbeit geleistet wird, mehr oder minder schamhaft irgendwie verdeckt und versteckt werden soll. Schon darum, daß man

hier allen Ernstes mit dieser lügnerischen Methode gebrochen hat, ist dieses Nordsternhaus als ein bedeutsames Dokument einzuschätzen. Sowohl von den Bauherren wie von dem Baumeister war an diesem Haus das Bestreben ein höchst sinn- und zweckvolles Verwaltungsgebäude, einen trefflich ausbalancierten Apparat für die vielerlei Funktionen einer solchen Großorganisation zu schaffen. Eine Aufgabe, die, wie man anzunehmen geneigt sein könnte, der künstlerischen Phantasie, oder was man gemeinhin so zu nennen pflegt, ganz geringen Spielraum nur läßt. Darum ist ein solcher Bau auch nicht von außen her, von einer Fassade oder aus sonst welchen Schaustücken heraus zu beurteilen. Es ist an ihm zu erkennen, daß ein Architekt mit einer genial zu nennenden Einfühlungsfähigkeit sich den Bedürfnissen angepaßt hat, die aus einem solchen Betrieb an sein Gestaltungsvermögen gestellt worden sind. Ohne Übertreibung darf gesagt werden, daß ein Gebrauchszweck hier eine bewunderungswürdige Vergeistigung erfahren hat. Mit größtem Bedacht, mit klügster Strategie sind alle Mittel angewandt; es ist nirgends etwas zu viel, aber auch nirgends etwas zu wenig getan worden, und immer war ausschlaggebend der Gedanke ein über alle Begriffe zweckmäßiges Arbeitshaus zu schaffen. Eigentlich ist es nur ein Gebot der Klugheit alles an solchem Haus Notwendige so gediegen, so qualitativ voll wie möglich zu machen; aber nachdem in den Händen unerer Architekten und Kunstgewerbler der Qualitätsbegriff eine so dehnbare Floskel geworden ist, ist es geradezu ein Erlebnis in diesem Haus den Willen zur uneingeschränkten Gediegenheit bis zum äußersten durchgehalten zu sehen. Nichts, auch nicht die winzigste Kleinigkeit: die Aufschrift über einem Türeingang, ein Lichtschalter oder sonst eine Nebensächlichkeit, ist vom Architekten aus unbeachtet geblieben. Alles sollte ausgezeichnet, ausgezeichnet auch in der Formgebung sein. So ist dieses Haus, so stattlich es dasteht, so wuchtig es mit dem straffen Rhythmus seiner weit ausschwingenden Flügel sich präsentiert, wahrhaft als eine ungeheure Summe sorgsamster Kleinarbeit zu verstehen. Während für die Mehrzahl unserer Architekten die Hauptsache ist Massen in großen Zügen zu gliedern und mit einer genialen Sorg-

losigkeit über die Durchbildung im einzelnen hinwegzuhuschen (vielleicht darf man auch sagen: hinwegzupfuschen), ist dieser Bau konzipiert worden wie ein Stich von Dürer: Jeder Strich und jedes Strichelchen quillt aus tiefstem Empfinden; wird überlegt, und mit der subtilsten Gewissenhaftigkeit erstet auch die geringste Kleinigkeit noch aus dem Drang nach höchster Vollkommenheit. Die Monumentalität eines in den Bureaus gebrauchten Aktenschranks steht der des Treppenhauses nicht nach. In der Qualität der Aufwendungen besteht prinzipiell kein Unterschied zwischen den Räumen des Generaldirektors und, sagen wir einmal: jenem Aktenschrank. Man verstehe mich richtig: Selbstverständlich wird man nicht ein Schreibmaschinenbureau mit Smyrnateppichen auslegen und nicht gepolsterte Fauteuils zum Kollationieren von Akten herstellen; allein innerhalb der jeweils gegebenen Notwendigkeit ist immer das Richtigeste angestrebt. Das Wichtige an diesem Haus ist, daß es so wohlausgeglichen, so vollkommen in seiner Gediegenheit ist.

× Kurze Chronik Auf dem Schlachtfeld im Westen ist Friedrich Ostendorf gefallen. Als praktischer Architekt hatte Ostendorf nur wenig Gelegenheit sich zu betätigen. In Heidelberg steht eine Villa von ihm. Seinen Namen hatte er sich durch seine Lehrtätigkeit gemacht, die er zuletzt an der Technischen Hochschule in Karlsruhe ausübte. In den 6 Büchern vom Bauen, von denen in einer neubearbeiteten Auflage kurz vor dem Krieg der 1. Band bei Wilhelm Ernst & Sohn in Berlin herausgekommen ist, ist als der maßgebende Grundsatz seiner Theorien gesagt: »Entwerfen heißt die einfachste Erscheinungsform finden.« Ein Lehrsatz, der von heilsamem Einfluß auf werdende Baukünstler sein muß. Seine Schüler haben es jetzt bei seinem Tod auch nicht an Beweisen für die Verehrung fehlen lassen, die sie ihm entgegenbrachten. × In Köln ist ein von Brantzky entworfener Römerbrunnen fertiggestellt worden. × Die in der Leipziger Buchgewerbeausstellung zusammengestellte Übersicht über die Entwicklung der Schrift und des Schreibwesens bleibt als Deutsches Schriftmuseum bestehen.